Einleitung

Liebe Nichtjüdin!
Lieber Nichtjude!
Liebe nichtjüdische Person!*

Hier wird's jetzt gleich etwas ungemütlich, und zwar für uns beide: Ich werde vom Antisemitismus berichten, den ich seit Jahrzehnten erlebe, und Sie werden hören, dass Sie mit großer Wahrscheinlichkeit antisemitisches Gedankengut in sich tragen.

Sehen Sie? Schon ungemütlich.

Bestimmt irritiert und verärgert es Sie, sich Judenfeindlichkeit unterstellen zu lassen. »Ich bin doch kein Neonazi!«, sagen Sie vielleicht.

Falls Sie in Deutschland aufgewachsen und der entsprechenden historischen Schocktherapie unterzogen worden sind, wollen Sie vermutlich erst recht nichts davon hören. »Ich weiß, was wir angerichtet

haben, und will mir kein schlechtes Gewissen mehr machen lassen«, sagen Sie vielleicht.

Ich hingegen will mir keine Lügenmärchen und frechen Scherze über Juden mehr anhören – und schon gar nicht, dass es sich dabei nicht um Märchen, sondern um Tatsachen handle und die Scherze freundschaftlich seien, nicht frech.

In den Augen vieler Nichtjuden ist Antisemitismus eine Gesinnung, der nur gewalttätige Extremisten, also *schlechte Menschen* anhängen. Da sie aber solchen Kreisen nicht angehören und somit zu den *guten Menschen* zählen, kann unmöglich antisemitisch sein, was sie von sich geben.

Behauptet ein Jude das Gegenteil, kommt er meist nicht sehr weit: Nach wenigen Worten fühlt sich sein Gesprächspartner vollkommen verkannt und protestiert entsprechend scharf gegen die Unterstellung, eine antisemitische Äußerung gemacht oder gar eine antisemitische Haltung zu haben.*

Ich habe diesen Text daher vor allem geschrieben, damit ich endlich mal ausreden kann. Aber auch, damit Sie, liebe nichtjüdische Personen, sich mit

dem alltäglichen Antisemitismus auseinandersetzen, der nie handgreiflich wird, sich stets realistisch gibt und dadurch ebenso harmlos wie seriös wirkt – und der sich in der Weltsicht vieler friedliebender, anständiger und gebildeter, eben *guter* Menschen eingenistet hat. Vermutlich auch in Ihrer.

Sind Sie noch da?

Dann möchte ich mich gern vorstellen.

Mein Name ist Thomas Meyer, ich bin 47 Jahre alt, lebe in Zürich und bin Vater, Schriftsteller und Jude. Diese drei Charakteristika machen mich, würde ich meinen, zur Hauptsache aus. Es vergeht kein Tag, an dem sie mich nicht bewegen und erfüllen. Hinsichtlich des Judentums verwundert mich das selbst immer wieder, denn Religion bedeutet mir nichts. Im Gegenteil, ich betrachte sie als diktatorischen Irrweg fernab der Göttlichkeit, die für mich in der Natur zu finden ist, nicht in menschlichen Bauten und Regelwerken. Schon als kleiner Junge konnte ich nichts damit anfangen. Meine Mutter versuchte, mir die *Jiddischkajt*, nach der sie sich seit ihrer eigenen, gänzlich säkularen Kindheit gesehnt hatte, mittels einiger Synagogen-

besuche näherzubringen, aber ich verstand nicht, was ich inmitten eines Haufens fremder Erwachsener verloren hatte, die den ganzen Abend in einem Buch blätterten und dabei unverständliches Zeug murmelten. Meine Mutter konnte es mir auch nicht so recht erklären. Also drängte ich sie zur baldigen Heimkehr, da mich meine Legos wesentlich mehr interessierten als der Dienst für einen Gott, der seit der Erschaffung der Welt offenbar nur noch das Ziel verfolgt, seine Geschöpfe zu langweilen.

Doch das Judentum ist nicht nur eine Religion und eine Gemeinschaft. Es ist vor allem eine Identität, und als solche ist es mir so wichtig und nahe, dass ich es in eine Reihe stelle mit meiner Vaterschaft und dem Schreiben. Ich fühle mich durch und durch jüdisch, und zwar ganz einfach, weil meine Mutter erstens jüdisch ist und zweitens meine Mutter. Diese beiden Tatsachen sind unumstößlich, wie auch immer ich mich dazu stelle. Es gab Zeiten, da hätte ich meine *Mame* am liebsten mit der El Al auf den Mond ausfliegen lassen, aber dort oben wäre sie immer noch meine *Mame* gewesen und hätte bestimmt neue Wege gefunden, sich in mein Leben einzumischen. Mit dem Judentum verhält es sich ganz ähnlich: Ich hatte keine *Bar-Mizwa*, halte mich, soweit ich weiß, an kaum

eines der 613 Ge- und Verbote, begehe keinen der jüdischen Feiertage und habe bei der Wahl meiner Freundinnen auf alles Mögliche geachtet, aber nie darauf, ob sie jüdisch waren. Und doch brennt in mir ein kleines Öllämpchen, das niemals erlischt und hell zu leuchten beginnt, sobald ich in Israel ankomme. Dort gibt es zwar eine Menge Leute, die komplett durchgeknallt sind, was Religion betrifft, und politisch ist es eine blanke Katastrophe, aber es ist das Land der Juden und somit auch meines. Ich bin vielleicht nicht das vorzeigbarste Zweiglein am Stamm, aber ich gehöre unwiderruflich dazu.

Umfrage

1.
Sind Sie Antisemit?
Falls ja: Warum?
Falls nein: Warum nicht?

2.
Wer und was kommt Ihnen spontan in den Sinn, wenn Sie an »die Juden« denken?

3.
Glauben Sie, dass Juden bestimmte Eigenschaften haben?
Falls ja: Welche?

4.
Wie erklären Sie es, wenn eine jüdische Person über keine dieser Eigenschaften verfügt?
a) sie ist eine Ausnahme
b) sie versteckt es gut
c) ich habe nicht richtig hingeschaut
d) sie ist vielleicht gar nicht jüdisch
e) ich hinterfrage meine Denkweise

5.

Was ändert sich für Sie, wenn Sie von einem Menschen erfahren, dass er jüdisch ist?

Was erwarten Sie nun von ihm?

Was nicht mehr?

6.

Ist Ihnen unwohl in der Gegenwart von Juden?

Falls ja: Warum?

7.

Wie viele Juden kennen Sie persönlich?

Gibt es Erfahrungen, die Sie mit ihnen wiederholt gemacht haben?

8.

Wie viele Vertreter einer bestimmten Bevölkerungsgruppe muss man Ihrer Meinung nach persönlich kennen, um ein allgemeingültiges Urteil über sie fällen zu können?

a) einen
b) zehn
c) hundert
d) alle

9.

War die Tatsache, dass ein bestimmter Mensch jüdisch ist, für Sie schon mal eine Erklärung oder ein Beweis?

Falls ja: Wofür?

10.

Wie wäre Ihre Meinung zu Israel, wäre es kein jüdisches Land?

Hätten Sie überhaupt eine?

11.

Glauben Sie, Sie seien ein besserer Mensch, wenn Sie sich positiv über Juden äußern?

12.

Wenn jemand nicht jüdisch ist, aber enorm geldgierig – wundern Sie sich dann, dass er kein Jude ist, oder nehmen Sie es einfach so hin als zufälligen Charakterzug?

13.

Angenommen, Sie unterhalten sich mit einer Jüdin und werden von ihr dafür kritisiert, eine antisemitische Äußerung gemacht zu haben. Wie reagieren Sie?

✡ Schweiz: ca. 20 000, Deutschland: ca. 225 000, Österreich: ca. 15 000. Wetten, dass Sie eine höhere Zahl geschätzt haben?

✡✡ Es gibt übrigens keine »Halbjuden«. Jude ist man gemäß der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, wenn man eine jüdische Mutter hat. Ist die Mutter nicht jüdisch, ist man keiner. »Halbjude« ist eine Erfindung der Nazis, die das Judentum als »Rasse« ansahen und aufgrund der »Nürnberger Rassengesetze« ab 1935 auch Menschen mit einem jüdischen Großelternteil als »Mischlinge« verfolgten.

Zwar kann man zum Judentum übertreten, aber da es keine Bekennungsreligion ist, reicht ein Aufnahmeritual wie die christliche Taufe nicht aus – man muss bereits eine Weile lang religiös leben und wird dabei wiederholt einer peniblen Gesinnungs- und Praxisprüfung sowie gezieltem Liebesentzug unterworfen, was alles in allem einer jüdischen Mutter jedoch durchaus gleichkommt.

14.

Falls die Folge davon ist, dass die Jüdin den Kontakt zu Ihnen abbricht: Wie beurteilen Sie diesen Schritt?

a) sie hat mich falsch verstanden
b) sie ist zu empfindlich
c) sie hat keinen Humor
d) müssen sich nicht wundern über Antisemitismus, diese Leute!
e) ich bin offensichtlich zu weit gegangen

15.

Wie viele Juden leben Ihrer Meinung nach in Ihrem Land?✡

16.

Wie bezeichnen Sie jemanden, der in der Schweiz aufgewachsen ist und eine jüdische Mutter hat?

a) Ju-, äh … Mitbürger jüdischer, äh, Herkunft
b) Schweizer Halbjude✡✡
c) Jude in der Schweiz
d) Schweizer
e) ich nenne diesen Menschen einfach bei seinem Namen

17.

Ein Jude verhält sich exakt gemäß einem Klischee, das Sie über »die Juden« pflegen. Weisen Sie ihn darauf hin?

Falls ja: Warum?

18.

Ein psychologischer Supercomputer hat festgestellt, dass Sie eindeutig antisemitisches Gedankengut haben. Wie reagieren Sie?

a) das ist unmöglich, der Computer muss defekt sein
b) der Computer ist bestimmt ein israelisches Produkt
c) ich zerstöre den Computer, damit keiner von der Diagnose erfährt
d) ich frage mich, woher dieses Gedankengut wohl kommt

19.

Sie haben verhexten Hummus gegessen und erwachen am nächsten Morgen als Jude. Zu allem Übel sehen Sie auch noch genau so aus, wie Sie sich einen vorstellen.

Was wäre für Sie nun alles anders?

Was würden Sie sich von Ihren nichtjüdischen Mitmenschen wünschen?

20.

Ihre jüdische Vermieterin verlangt eine überrissene Miete und setzt die Wohnung nie instand. Was liegt hier in Ihren Augen vor?

a) das typische Verhalten einer Vermieterin
b) das typische Verhalten einer Jüdin
c) beides
d) nichts davon, sie ist einfach so

21.

Wie reagieren Sie, wenn Sie jemanden mit Ihren Worten offensichtlich verletzt haben?

a) ich bestehe darauf, falsch verstanden worden zu sein
b) ich bestehe darauf, recht zu haben
c) ich bestehe darauf, es nicht böse gemeint zu haben
d) ich frage nach dem Grund dieser Empfindung, und wenn ich ihn verstehe, sage ich, es tue mir leid
e) ich sage, es tue mir leid; egal, ob ich die Empfindung nachvollziehen kann oder nicht

Herkunft

Eines Tages vor ziemlich genau 120 Jahren klopfte ein kleiner schnauzbärtiger Russe namens Salomon »Schlomo« Glass, der in der Folge mein Urgroßvater werden sollte, an eine Wohnungstür in Zürich. Eine junge Frau öffnete, sie hieß Chawa Zimmet und war das Dienstmädchen ihrer Tante Chaje, bei der Schlomo eingeladen war. Viel später sollte sie ihren Enkelinnen erzählen: »Ich habe die Tür aufgemacht und gewusst, das wird mein Mann.«

Chawa und Schlomo heirateten in seiner Heimatstadt Busk, die damals in Galizien lag und heute zur Ukraine gehört, und zeugten ein Kind. Als ein halbes Jahr später der Russisch-Japanische Krieg ausbrach, wurde Schlomo von der russischen Armee eingezogen und musste sie als Geiger auf ihrem Feldzug begleiten, während die schwangere Chawa zurück in die Schweiz fuhr, gefolgt von Schlomos Eltern, die in dasselbe Haus zogen – wären sie in Busk geblieben, hätten sie zu den 1500 Juden der

Stadt gehört, die im Mai 1943 von deutschen *Einsatzgruppen* erschossen wurden.

Die vielen auf Jiddisch verfassten Postkarten, die Schlomo aus dem Krieg an Chawa schrieb, wurden von seiner Mutter allesamt abgefangen und unterschlagen – warum, ist nicht bekannt. Vielleicht passte ihr Chawa als Partnerin für ihren Sohn nicht und sie spekulierte darauf, dass diese ihn als im Krieg verschollen abschreiben würde. Ihre niederträchtige List ging jedenfalls nicht auf; Schlomo kehrte wohlbehalten und sehnlichst vermisst zurück und zeugte, zum mutmaßlichen Entsetzen seiner Mutter, weitere fünf Kinder mit Chawa, von denen eines Sary hieß und meine Großmutter wurde. Es gibt eine rührende Photographie von Schlomo aus dem Krieg; er sieht darauf aus wie ein Kind, das man in Vaters Uniform gesteckt hat.

Mein anderer Urgroßvater Rachmiel Friedmann, geboren 1876 in der – heute weißrussischen – Stadt Polozk als Sohn frommer jüdischer Bauern, war ein sogenannter Berufsrevolutionär. Unter dem Kampfnamen Wolodja schmuggelte er zwölf Jahre lang im Ausland gedruckte kommunistische Literatur nach Russland, was offenbar mit großen Gefahren verbunden war; die *Ochrana,* die zaristische Geheimpolizei, war ihm ständig auf den Fersen. Einmal wurden

er und ein Parteigenosse bei einem Treffen im Park belauscht, allerdings nicht sonderlich raffiniert – der Spion hatte sich während ihres Gesprächs unter die Bank gelegt, auf der sie saßen, worauf sie ihn ordentlich verprügelten und davoneilten, um ihre Genossen zu warnen, die dann alle untertauchten.

Nach mehreren Verhaftungen sollte Rachmiel nach Sibirien verbannt werden, aber er entkam und floh über die Grenze nach Polen, genauer gesagt nach Brody, zu der jungen Lehrerin Pauline Mann, in die er sich auf einer seiner Missionen verliebt hatte. Die beiden heirateten im Oktober 1910, zogen nach Paris und im Jahr darauf nach Zürich, wo sie in ihrer Fremdenpension Comi zahlreichen von den Nationalsozialisten verfolgten Menschen Zuflucht boten, trotz Hausdurchsuchungen und ständiger Überwachung; nicht nur durch die Schweizer Behörden, sondern auch durch die *Gestapo*. Der staatenlos gewordene Rachmiel Friedmann stellte 1929 – sein Sohn Adam, mein Großvater, war da schon sechzehn Jahre alt – ein Einbürgerungsgesuch, das zu einer gründlichen Prüfung durch die Zürcher Stadtpolizei führte. Der Rapport erwähnt mehrere Zwangsvollstreckungen sowie Polizeibußen wegen »Ruhestörung, Hundegebells und Nichtversteuerung eines Hundes« und teilt abschließend mit:

»Friedmann und dessen Frau scheinen sich den hiesigen Verhältnissen ziemlich angepasst zu haben, obwohl sich in ihrem Wesen [...] die ganz besondere Eigenart der polnischen Juden deutlich zeigt.« Diese wird nicht näher spezifiziert, scheint aber in Kombination mit dem übrigen unschweizerischen Verhalten ausreichend Grund geboten zu haben, das Gesuch abzuweisen. Erst 1931, beim zweiten Versuch und nach Begleichen der Schulden, wurde dem Begehren stattgegeben. Das Zürcher Schauspielhaus widmete meinen Urgroßeltern 2018 ein Theaterstück, es hieß – anstatt sie beide zu erwähnen – »Das große Herz des Wolodja Friedmann«.*

Die Familiengeschichte meines Vaters ist so ziemlich das exakte Gegenteil. Viele hundert Jahre lang lebten seine christlichen Ahnen als Milchbauern, was ihnen auch ihren Namen Meyer verlieh,** in Birmensdorf neben Zürich. Eines Tages beschloss einer von ihnen, Johann Bernhard Meyer, in die Stadt zu ziehen, wo 1875 sein erstes Kind, mein Urgroßvater Eugen Jakob Karl Meyer, zur Welt kam. Dieser übte den angesehenen Beruf des Geldbriefträgers aus, damals »Postfaktor« genannt, und hatte mit Maria Luisa Mick aus »Würtemberg«, wie das Bürgerbuch der Stadt Zürich aus dem Jahr 1926

nicht ganz korrekt vermerkt, vier Kinder: Eines hieß ebenfalls Eugen, genannt Geni, war gemäß Bürgerbuch »Stadtpolizeimann« und führte später im Grad eines Wachtmeisters eine Gruppe des Unfalltechnischen Diensts, der mit grauen Chevrolet-Kastenwagen mit den Kontrollschildern ZH 17, ZH 1717 und ZH 17017 zu Missgeschicken aller Art ausrückte*** – hätte Geni einer anderen Dienststelle angehört, hätte womöglich er die Assimilation der Familie Friedmann prüfen müssen. Irgendwann konnte er keine toten Kinder mehr sehen, gab den Polizeiberuf auf und verkaufte die selbstgemachten Kosmetika seiner Frau Rosa.

Sein jüngerer Bruder, mein Großvater Hans Otto, gemäß meinem Vater der ernstere von beiden, war Direktor der Schweizerischen Volksbank und in jungen Jahren ein begeisterter Sportler, der mit seinen Freunden vom Leichtathletikclub Zürich im Letzigrund in Fronarbeit eine Aschenbahn anlegte, woraus schließlich ein Stadion werden sollte. Des Weiteren war er Mitglied und zeitweiliger Zunftmeister der Stadtzunft, eines konservativen Zürcher Herrenvereins. Als mein Vater Hanspeter meine Mutter Wera heiraten wollte, war Hans Otto Meyer wenig erfreut. Nicht, weil er etwas gegen Juden hatte – sie waren ihm willkommene und in einigen

* Von Gerhard Meister, Regie: Sonja Streifinger.

Rachmiel starb am 2. Dezember 1940; rund ein Jahr bevor meine Mutter geboren wurde. Das Volksrecht, damals die größte sozialdemokratische Tageszeitung der Schweiz, schrieb vier Tage später in seinem Nachruf über »Genosse Wolodja R. Friedmann« mit gespenstischer Aktualität: »In der heutigen Zeit, in der alle humanitären Traditionen als verwerflich verleugnet und verneint werden, in der alle Kulturgüter mit den Füßen getreten werden, in der mit beispielloser Brutalität und Rohheit der Mensch als solcher in der Wertskala zu null degradiert wird – in der heutigen Zeit empfinden wir das Verschwinden eines Mannes wie Wolodja Friedmann als doppelt schmerzlich – weil unersetzlich.«

** Meierei ist ein landschaftlicher Name für einen Molkereibetrieb.

*** Die 17 war damals, Mitte des 20. Jahrhunderts, die Notrufnummer für die Polizei.

Fällen freundschaftlich verbundene Kunden, während die beiden großen Schweizer Banken, die früher Kreditanstalt und Bankgesellschaft hießen, jüdische Klienten zu jener Zeit mit offener Herablassung behandelten und froh waren, wenn sie in Richtung der nahen Volksbank abzogen. Aber Hans Otto hatte, weil er es eben konnte, Auskunft über die Finanzen meines anderen Großvaters eingeholt und war zur Ansicht gelangt, dieser Adam Friedmann besitze nichts, weswegen von einer Heirat in dessen Familie abzuraten sei. Außerdem gefährde die Beziehung mit einer Jüdin die berufliche und gesellschaftliche Zukunft meines Vaters, und in die Zunft aufgenommen – wie es für Söhne von Mitgliedern eigentlich üblich ist – werde er so wohl auch nicht.* Aber wie einst Schlomo Glass ließ sich auch mein Vater nicht von elterlichen Einwänden und sonstigen Widrigkeiten aufhalten, heiratete die Tochter des klammen Friedmann** und zeugte mit ihr zwei Kinder, wodurch sich eine urzürcherisch-deutsch-christlich-sesshaft-bürgerlich-geordnete Blutlinie mit einer polnisch-russisch-jüdisch-migrierend-kommunistisch-chaotischen verband, um ein blühendes Feld von Widersprüchen zu erschaffen: Mein Haushalt ist so durchorganisiert, dass nicht mal mein Vater Möglichkeiten

* Ich war eine Zeit lang bei der Zunft meines Großvaters zu Gast. Einmal war auch der stellvertretende Chefredaktor der Neuen Zürcher Zeitung mit eingeladen und ließ es sich nicht nehmen, in seiner Rede einen antisemitischen Witz einzubauen, der von verbilligtem Schweinefleisch handelte, was zu allgemeiner Heiterkeit führte. Die Furcht meines Großvaters, eine jüdische Ehefrau komme in einer Zürcher Zunft schlecht an, hatte offenbar kein bisschen an Aktualität eingebüßt.

** So arm war er gar nicht, er führte immerhin eine Lederwarenfabrik, aber in den Augen eines Bankdirektors steht wohl das halbe Volk kurz vor der Insolvenz.

zur Optimierung fände, aber derart voller Nippes, dass nicht einmal meine Mutter irgendwo noch etwas aufstellen könnte. Politisch bin ich ganz nach meinem Großvater Adam geraten, der Kapitalisten beinahe so verachtete wie die Nazis und all die Faschisten, die ihnen folgten. Keine Gelegenheit ließ er aus, um Leute, die gegen Juden schimpften, genüsslich darüber zu informieren, dass sie gerade mit einem sprächen. Und wie er finde ich, dass Geld nicht gehortet, sondern mit beiden Händen ausgegeben werden soll, nicht zuletzt für soziale Zwecke. Andererseits habe ich mich schon früh um meine Altersvorsorge gekümmert, versteuere meine Einkünfte bis auf den letzten Rappen und verfechte eine stramme Rechtsstaatlichkeit, was vermutlich meinem Großvater Hans Otto gefallen hätte, während Wachtmeister Geni bestimmt stolz gewesen wäre auf meine ausgeprägte Polizeifreundlichkeit. Mir ist keine Partei mit einem derart konträren Profil bekannt, und falls es eine geben sollte, ist sie mir jetzt schon unheimlich.

Ferner bin ich jüdisch, weil meine Mutter, wie gesagt, jüdisch ist, aber ich gehöre nicht zu den übrigen Juden, weil ich meine Kindheit nicht mit ihnen verbracht habe, ihre Bräuche nicht teile und ihre Sprache nicht spreche und weil mich alles

Vereinshafte prinzipiell abstößt. Zu den Nichtjuden wiederum gehöre ich, weil mein Umfeld fast nur aus ihnen besteht. Aber ich ärgere mich immer wieder über sie, weil sie mit verlässlicher Regelmäßigkeit scheußlichen Unsinn über die Juden verbreiten. Und noch viel mehr ärgere ich mich, wenn sie daran festhalten und sich nichts anderes erzählen lassen. Dann würde ich am liebsten nach Israel auswandern, wo das Wetter und das Essen besser wären und ich keine Ablehnung gegen Juden erdulden müsste – aber dafür umso heftigere gegen Araber und zudem ein Gemeinwesen, das meinen säuberlichen Schweizer Ansprüchen nicht mal im Ansatz genügen würde.

Letztlich weiß ich bis heute nicht so genau, wo ich hingehöre. Am wohlsten fühle ich mich zum Entsetzen meiner armen *Mame* ausgerechnet in Deutschland, der Sprache und der geistigen Offenheit wegen. Außerdem kommt meine Partnerin aus München, und ich fahre einen Opel. Ich sage immer, ich könne nichts dafür, es müsse der Geist von Margarethe Muschellack sein, meiner Großmutter väterlicherseits, die 1899 in Preußen geboren wurde. Aber sagen Sie einer jüdischen Mutter mal »München«, »Opel« und »Preußen«.

Schweigen

Ich bin an verschiedenen Orten aufgewachsen: erst am nördlichen Ende der Stadt Zürich, dann in Mellingen, einem putzigen Städtchen im Kanton Aargau, und schließlich in Wädenswil, einer Gemeinde am Zürichsee, die schon damals weit über ihren historischen Kern hinaus auf die umliegenden Hügel geklettert war und diese heute fast vollständig bedeckt. Meine Mutter ruft mir regelmäßig in Erinnerung, wie unser Umzug dorthin meine Sprache auf einen Schlag verdorben habe; schon nach dem ersten Tag an der neuen Schule sei ich mit einem ganzen Bündel von Obszönitäten nach Hause gekommen. Sie sagt das mit solcher Empörung, als wäre es nicht die Entscheidung meiner Eltern gewesen, den Wohnort zu wechseln, sondern meine, einzig zum Zweck der verbalen Verrohung. Eigentlich sagt meine *Mame* alles so, als hätte ihre *Mischpuche* es nur darauf abgesehen, ihr das Leben schwerzumachen. Das ist immer sehr lustig, und wenn wir lachen, fühlt sie

sich in ihrem Verdacht bestätigt und guckt noch geknickter.

In der Sache traf ihre Beobachtung allerdings zu. Im Zürcher Umland war der Ton in der Tat rauher als im beschaulichen Kanton Aargau, zumindest nach meinem Empfinden: Meine neuen Mitschüler führten sich auf wie kleine Filmschurken, denen ein bleicher, dünner Junge mit Brille wie gerufen kam, und meine neue Lehrerin war eine dürre, bösartige, schon ältere Frau, die militärischen Gehorsam forderte, einen beim geringsten Fehler an den Haaren riss und leidenschaftlich gern aus dem Hinterhalt Kopfnüsse verteilte. Glücklicherweise wechselte ich bald von der dritten in die vierte Klasse und damit zu einem anderen Lehrer; einem rundlichen, freundlichen und gerechten Mann mit dicker Hornbrille. Eines Tages erzählte er, wie seine Frau in einer Metzgerei eingekauft und über die hohe Rechnung gestaunt habe, mit den Worten, das seien ja Preise »wie bei den Juden«. »Das sagt man so«, ergänzte mein Lehrer obenhin. Der Metzger habe seiner Frau darauf kühl geantwortet, sie stehe tatsächlich gerade in einer jüdischen Metzgerei. Ich weiß nicht mehr, warum mein Lehrer die Anekdote vortrug, ob es zuvor um die Juden oder um seine Frau gegangen war, aber indem er es als etwas

Normales und Harmloses darstellte, hohe Preise als jüdische Preise zu bezeichnen, erteilte er seinen Schülerinnen und Schülern die unausgesprochene Erlaubnis, es selbst auch so zu sehen und zu sagen. Sogar ich fragte mich, ob mein Gefühl, dass man »das« eben gerade nicht so sagen sollte, womöglich unberechtigt sei. Schließlich hielt ich große Stücke auf den Mann.

Einige Zeit später empfahl mir ein Nachbar, ich solle den Inhaber des Photogeschäftes in unserem Dorf, bei dem ich eine bestimmte Kamera kaufen wollte, doch einfach »runterjuden«, dann bekäme ich sie bestimmt günstiger. Er wusste, dass meine Mutter jüdisch ist, und war offenbar überzeugt, dass dadurch auch mir, mit meinen zwölf Jahren, die Fähigkeit gegeben war, vorteilhafte Konditionen auszuhandeln. Vielleicht sagte er es auch einfach nur so, wie die Frau meines Lehrers. Im Gegensatz zu diesem fand ich unseren Nachbarn zwar nie sympathisch, aber auch er irritierte mich mit seiner Wortwahl: Wie kommt man dazu, so zu reden? So grob und verächtlich? Ich kapierte es nicht.

Die Witze meiner Mitschüler verstörten mich noch viel mehr. Sie handelten von vergasten und verbrannten Juden. Was sollte daran lustig sein? Aber meine Kameraden lachten sich kaputt, während

ich still danebenstand und Bauchschmerzen hatte. Jedes Mal, wenn jemand etwas gegen die Juden sagte, verspürte ich diesen glühend heißen Stich. Es reichte sogar, wenn jemand etwas *über* die Juden sagte. Meist machte es sowieso keinen Unterschied.

Irgendwann hatte ich begriffen, dass meine nichtjüdische Umgebung ein ziemlich genaues und obendrein ziemlich schlechtes Bild von den Juden hatte und dass jederzeit mit Hinweisen zu deren Verschlagenheit zu rechnen war. Während meiner ganzen Kindheit und frühen Jugend sagte ich jedoch nie etwas dazu. Ich wusste nicht, was. Eigentlich fehlen mir bis heute die Worte.

»Herr Meyer,
Sie sind ja, ähm ... also,
Sie haben ja eine jüdische ...
Herkunft ...«

»Sie dürfen ruhig Jude
zu mir sagen.
Es ist zwar unheilbar,
aber keine Krankheit.«

Definition

Antisemitismus begleitet mich schon seit meiner Kindheit, und ein wesentlicher Teil dieses Problems besteht darin, dass mir das kaum einer glaubt. Der Grund dafür ist, dass es zwei Arten von Antisemitismus gibt, gewalttätigen und gewaltlosen, und nur der gewalttätige gemeinhin als Antisemitismus betrachtet wird. Erst wenn gespuckt, geschubst, geprügelt, gesprayt, geschossen oder gebombt wird, gilt der Begriff als gerechtfertigt.

Ich könnte auch zwischen aktivem/passivem, latentem/manifestem, offenem/verdecktem oder bewusstem/unbewusstem Antisemitismus unterscheiden, habe mich jedoch – auch wenn Diskriminierung in jedem Fall eine Form von Gewalt darstellt – für das Begriffspaar gewalttätig/gewaltlos entschieden, weil es in meinen Augen die Problematik der an Extremverhalten gemessenen Selbstverharmlosung verdeutlicht: *Ich schände keine jüdischen Friedhöfe und schlage keine Juden, also bin ich kein Antisemit.*

Die International Holocaust Remembrance Alliance definiert Antisemitismus folgendermaßen: »Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden, die sich als Hass gegenüber Jüdinnen und Juden ausdrücken kann. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nichtjüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen.«

Diese Definition erfasst zwar den gewalttätigen Antisemitismus, auch den verbal gewalttätigen, allerdings nur den *bewussten,* dessen Tätern klar ist, was sie sagen und tun. Ihre Opfer sind ihnen zudem nicht nahe und begegnen ihnen aus reinem Pech. Hier beschreibe ich eine andere, in meinen Augen viel häufiger vorkommende Art von Antisemitismus: den niemals handgreiflichen, stets freundlichen, aber dennoch pauschalisierenden und herabsetzenden, der sich zwischen Bekannten und Freunden abspielt, aus der Mitte der Gesellschaft kommt, nicht von deren schmalen Rändern, und sich eben nicht in »Hass« ausdrückt, sondern in subtiler, unbewusster und meist überaus freundlicher Diffamierung.

Vor allem in der Schweiz, wo die Medien kaum je polizeilich erfassbare Übergriffe gegen Juden und deren heilige Stätten zu vermelden haben, herrscht

die behagliche Überzeugung vor, in einem antisemitismusfreien Sektor zu leben und sich somit nicht mit dem Thema auseinandersetzen zu müssen – am wenigsten bei sich selbst. Das Verständnis dafür, dass der Schutz jüdischer Institutionen den Staat Geld kostet, ist hier denn auch nicht allzu stabil; regelmäßig erheben sich Stimmen, die fordern, dass die Juden gefälligst selbst für ihre Sicherheit aufkommen sollten.

In Deutschland sind die antisemitischen Straftaten so zahlreich und rabiat, dass eine eigene Statistik darüber geführt wird. Aber auch dort bilden neben radikalen Muslimen hauptsächlich Rechtsextreme die Täterschaft,* was allen anderen erlaubt, das Problem grundsätzlich von sich zu weisen. Dazu trägt – quasi als paradoxes Abfallprodukt – auch die Aufarbeitung der Verbrechen des Zweiten Weltkrieges bei: Deutsche sprechen zwar reuevoll über Judenfeindlichkeit, jedoch auch so, als sei diese eine Seuche, gegen die sie als Kinder und Jugendliche so gründlich geimpft wurden, dass sie für alle Zeiten immun sind.

Österreich schließlich hinkt dank der »Opferthese« ein gutes Stück hinterher: Erst seit der sogenannten Waldheim-Affäre Ende der 1980er-Jahre betrachtet sich die Republik nicht mehr als »das

erste Opfer des Nationalsozialismus«,[**] sondern als dessen tatkräftige Komplizin – eine Sichtweise, die noch nicht ganz überall angekommen zu sein scheint, wenn man der FPÖ zuhört oder die Antisemitismus-Studie von 2018 liest, in der den Aussagen »Juden versuchen heute, Vorteile daraus zu ziehen, dass sie während der Nazi-Zeit Opfer gewesen sind« und »Die Juden beherrschen die internationale Geschäftswelt« in erschreckend hohem Maß zugestimmt wurde (36 bzw. 39 Prozent).[***]

Der gewaltlose Antisemitismus hat es deshalb so schwer, als Antisemitismus erkannt und anerkannt zu werden, weil diejenigen, die ihn ausüben, sich nicht als Antisemiten definieren und weil er keine sichtbaren Spuren hinterlässt. Er geht nicht mit Absicht und Fäusten gegen Juden vor, sondern unbewusst und verbal, wodurch seine Repräsentanten sich mit dem Verweis auf das Recht auf freie Rede, die Verschiedenheit der Ansichten, den Humor oder ein simples Missverständnis von jeglichem Verdacht befreien können. Dabei macht der gewaltlose Antisemitismus genau die gleichen, über Jahrhunderte kultivierten pauschalisierenden Zuschreibungen wie der gewalttätige, schenkt ihnen ebenso viel Glauben und ist genauso von der irrigen

✡ Die Schweiz führt keine Statistik. Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund SIG nennt in seinem Antisemitismusbericht 2019 keine Tätlichkeiten, aber 523 antisemitische Handlungen, Zusendungen und Online-Vorfälle. Für dasselbe Jahr vermeldet das deutsche Innenministerium 2032 erfasste Fälle politisch motivierter Kriminalität im Bereich des Antisemitismus, wovon 93,4 Prozent politisch rechts motiviert waren.

✡✡ »Grundgelegt wurde dieses Geschichtsbild in der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945, als die von Vertretern der Sozialistischen Partei (SPÖ), der Volkspartei (ÖVP) und der Kommunistischen Partei (KPÖ) gebildete provisorische Regierung die Wiederherstellung der demokratischen Republik Österreich proklamierte. In diesem Gründungsdokument der Zweiten Republik wurden zugleich grundsätzliche Aussagen zur Frage nach der Mitverantwortung Österreichs am NS-Regime getroffen. Unter wörtlicher Bezugnahme auf die Moskauer Deklaration der alliierten Außenminister vom 30. Oktober 1943 wurde Österreich als ›das erste freie Land, das der Hitlerischen Aggression zum Opfer gefallen ist‹, bezeichnet und der ›Anschluss‹ vom März 1938 als Okkupation dargestellt, die durch ›militärische kriegsmäßige Besetzung [...] dem hilflos gewordenen Volke Österreichs aufgezwungen worden ist‹.«

Heidemarie Uhl, Das »erste Opfer«. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik

✡✡✡ antisemitismus2018.at/die-studie

Idee überzeugt, dass »die Juden« ein homogenes Kollektiv darstellten, dessen Individuen dieselben spezifischen Merkmale besäßen, durch die sie eindeutig von den Nichtjuden zu unterscheiden seien.

Ihr Juden seid alle geschäftstüchtig, nicht wahr?

Der gewaltlose Antisemit formuliert seine Ansichten gern als Frage; das wirkt, als stünden sie zur Diskussion – und die adressierten Juden in der Pflicht, an dieser teilzunehmen. Tatsächlich ist seine Meinung längst gemacht, und er konfrontiert die Juden nur damit, weil er hören will, dass sie richtig und über alle moralischen Zweifel erhaben sei.

Nein, antwortet der Jude, *einige schon, aber die meisten nicht. Genau wie bei euch Nichtjuden.*

Doch!, ruft der gewaltlose Antisemit und klingt bereits ziemlich genervt, *ihr seid geschäftstüchtig, weil euch im Mittelalter nur der Geldverleih erlaubt war!*✡

Er belegt seine Behauptungen mit weiteren Geschichten, die er mal irgendwo gehört, aber nie überprüft hat, und präsentiert die Ergebnisse, als würden sie zwingender Logik folgen.

✡ Die historische Wahrheit ist etwas komplexer. Das Mittelalter war eine höchst unsichere Zeit, geprägt von Seuchen, Raubzügen und Kriegen. Außerdem war die Medizin nicht sehr weit entwickelt; die Menschen starben an den geringsten Infektionen. Wer Geld verlieh, lief also Gefahr, dass sein Schuldner gar nicht lange genug lebte, um alles zurückzuzahlen. Daher waren Zinsen von bis zu 200 Prozent auch bei christlichen Gläubigern keine Seltenheit – aus reinen Sicherheitsüberlegungen.

Weil es Christen nach dem kanonischen Zinsverbot im 12. Jahrhundert aber untersagt war, Zinsen zu erheben, fiel der Geldverleih den Juden zu, die sich außerdem aus den meisten anderen Geschäftsfeldern verdrängt sahen. Ihnen war also nicht »nur der Geldverleih erlaubt«, vielmehr war den Christen untersagt, diesen so zu betreiben, dass man sich dabei nicht ruinierte. Ironischerweise entstand so das Bild der »jüdischen Wucherer«.

Peter Waldbauer, Lexikon der antisemitischen Klischees, Antijüdische Vorurteile und ihre historische Entstehung, Mankau Verlag, 2007

Wie dem auch sei, seufzt der Jude, *mit den heutigen Juden hat es nichts zu tun. Oder sind etwa alle Schwarzen Amerikaner gute Gärtner, weil ihre Vorfahren gezwungen waren, auf den Baumwollfeldern zu arbeiten?*

Haha, sagt der gewaltlose Antisemit, *der war gut! Ihr seid eben schon schlagfertig.*

Diese Verallgemeinerungen werden der realen Vielfalt nicht gerecht, erklärt der Jude. *Schau mich an, ich bin zum Beispiel überhaupt nicht geschäftstüchtig und habe auch keine große Na–*

Oh, dich meine ich auch nicht, unterbricht der gewaltlose Antisemit herzlich, *du bist völlig in Ordnung – ich meine die Juden ganz oben! Die in der Finanzwelt!*

Der gewaltlose Antisemit ist gern bereit, zwischen der löblichen Ausnahme und der skandalösen Regel zu differenzieren, zementiert aber genau damit den Wahrheitsanspruch des Vorurteils: indem er es zur unsichtbaren Norm erhöht. Es könnten hundert zerlumpte Juden vor ihm stehen und ihr weniges Brot mit ihm teilen – sie wären immer nur rare Abweichungen von einer Gesetzmäßigkeit,

die besagt, dass Juden mächtig, reich und geizig sind.

Auch das Bild des weltenlenkenden Geldjuden ist ein antisemitisches Klischee, entgegnet der Jude. *Du kolportierst exakt, was die Nazis erzählt haben.*

Jetzt musst du aber aufhören!, ruft der gewaltlose Antisemit traurig. Mit den Nazis will er nichts am Hut haben. Dass er wie einer redet, entgeht ihm.

Zwischenbericht

Was auch immer Sie von sich halten: Es besteht die Möglichkeit, dass Sie ein Antisemit sind.

Und was auch immer Sie von Antisemiten halten: Die meisten von ihnen sind sehr nett.

Sinnlosigkeit

Während meine Großmutter und ihre Schwestern vor hundert Jahren noch von anderen Kindern als »Saujuden« beschimpft und durch Zürich-Wiedikon gejagt wurden und später auch meine Mutter sich von Mitschülern so bezeichnen und in den Schnee drücken lassen musste, zum Amüsement des untätig danebenstehenden Lehrers, sah ich mich nie mit gewalttätigem Antisemitismus konfrontiert. Kein einziges Mal hat jemand seine Hand gegen mich erhoben, weil ich Jude bin. Gewaltlosen Antisemitismus hingegen habe ich – und haben auch meine Mutter, Tante, Großeltern und Großtanten – hundertfach erlebt: Meine Nase ist nach übereinstimmendem Dafürhalten eindeutig eine »jüdische Nase«,* auch meine Augen sind »irgendwie so jüdisch«, zudem habe ich eine »jüdische Gestik« und generell eine »jüdische Art«, wobei ich bis heute rätsle, was das sein soll, wie auch darüber, was meinen Bart nun genau zum »Judenbart« macht. Unzählige Male nannte man

mich nicht »Thomas«, sondern »Jud« oder »Judenbengel«. Einmal kniff mich eine Bekannte zur Begrüßung in die Wange und rief: »Mein Jüdelchen!« Meine Argumentationsweise ist angeblich die eines »jüdischen Rechtsanwaltes«, was aber niemanden überrascht, »weil ihr Juden so gescheite Leute seid«. Schreibe oder sage ich etwas Lustiges, ist das ein untrügliches Beispiel für den »jüdischen Witz«, der bemerkenswerterweise nur von Nichtjuden diagnostiziert wird. Über Geld, namentlich meine Einnahmen als Autor, spreche ich ungern, weil ich eine heftige Neurose entwickelt habe gegenüber den bei diesem Thema zu erwartenden Kommentaren über die »jüdische Geschäftstüchtigkeit« oder die »jüdische Geldgier«, obgleich in meinem Verhalten, möchte ich meinen, für beides keine Hinweise zu finden sind, im Gegenteil. Also wird die Sache einfach umgedreht: Mehr als einmal wurde ich, nachdem ich die gemeinsame Konsumation im Restaurant oder im Café beglichen habe, spöttisch getadelt, ich sei »ein schlechter Jude«, worüber ich nie so recht lachen mochte, was die erstaunte Erkundigung zur Folge hatte, wo denn mein »jüdischer Humor« geblieben sei.[✡✡] Ohnehin scheine ich mit meinem ersten Buch, einem tragikomischen Roman über den frommen Juden

✡ Das ist auch deshalb abwegig, weil meine Nase klein und schmal ist. Aber was ist schon eine lächerliche Tatsache gegen ein gestandenes Klischee!

✡✡ In meinen Augen gibt es keinen »jüdischen Humor«. Es gibt Humor, es gibt Juden, und es gibt eine Schnittmenge. Aber immer, wenn ich jemanden frage, wodurch der »jüdische Humor« sich denn nun auszeichne, nehme ich Definitionen entgegen, die für den Humor selbst gelten: heitere Betrachtungsweise, Selbstironie, Erträglichmachung des eigenen Schicksals. Erklärt mir dann einer, dass Juden all das besonders nötig hätten, »aufgrund ihrer Geschichte«, denke ich jeweils: Stimmt. Jetzt brauche ich wirklich gerade eine Menge von diesem jüdischen Humor.

✡ Der Nahostkonflikt beziehungsweise die Israelkritik ist ein beliebtes Thema bei gewaltlosen Antisemiten, die zwar vorgeben, eine sachliche Diskussion zu führen, in Wahrheit aber überhaupt nichts diskutieren, also wörtlich etwas zerlegen und erörtern wollen, sondern bloß einseitig über den Staat Israel herziehen, den sie als Ursache des Übels ausgemacht haben – was nebenbei ihr Selbstverständnis des guten Menschen bedient, der sich stets auf die Seite der Schwachen schlägt.

Kritik an Israel als solche ist nicht antisemitisch. Wie die Menschen im Gazastreifen leben müssen und wie die Menschen im Westjordanland schikaniert und für den geringsten Anlass erschossen werden, ist eine Schande. Dass die Klage darüber aber an eine jüdische Person gerichtet wird, einzig deshalb, weil sie jüdisch ist, ist sehr wohl antisemitisch, weil es den Unterschied zwischen Israel und der Gesamtheit der Juden aufhebt, was sich auch daran zeigt, dass von »den Juden« gesprochen wird, wenn Israel gemeint ist, oder gleich in der zweiten Person Plural: »Was ihr mit den Palästinensern macht.«

Wenn es einem wirklich wichtig ist, Menschenrechtsverletzungen anzuprangern, sollte auch der Adressat stimmen. Richten Sie Ihre »Israelkritik« bitte, wie es der Name ja verlangt, an die israelische Botschaft. Oder seien Sie wenigstens konsequent und beschweren Sie sich beim Döner-Mann über das türkische Großmachtgehabe und bei einer Mutter, die einen Kinderwagen schiebt, über Ihre eigene. Und dann schauen Sie mal, wie diese missgeleitete Entladung so ankommt.

Mordechai Wolkenbruch, jegliches Anrecht verwirkt zu haben, antisemitische Witzchen als missraten zu taxieren: »Wo ist das Problem? Du machst in deinem Buch genau das Gleiche!« Wehre ich mich gegen solche Bemerkungen, werde ich dafür angegangen, dass »ihr Juden euch nie kritisieren lasst«. Der Grund wird gleich mitgereicht: »… weil ihr euch für etwas Besseres haltet.«

Überdies bin ich durch meine Arbeit so etwas wie Zürichs jüdischer Ombudsmann geworden: Hat sich irgendwo ein Orthodoxer vermeintlich unhöflich benommen, weil er nicht auf den Gruß einer Nichtjüdin reagiert hat, oder hat die israelische Armee wieder mal einen Feldzug gegen die palästinensischen Milizen eröffnet,✡ dauert es nicht lange, bis mich jemand als offiziellen Lokalvertreter einer Organisation betrachtet, mit der ich offensichtlich weder im einen noch im anderen Fall etwas zu tun habe, und deponiert seine verallgemeinernde Klage über »die Juden« bei mir, so wie man sich bei Ikea an den erstbesten Mitarbeiter wendet, wenn beim neuen Regal eine Schraube fehlt – mit dem Unterschied, dass der tatsächlich helfen kann.

Alles in allem gelte ich jedoch als erfreuliche Überraschung, wie ich den diversen Kommentaren

entnehmen darf, dass ich »nicht wie die anderen Juden« sei. Offenbar sind die viel zahlreicher, als ich dachte, und neigen zu chronisch schlechtem Benehmen: »Er ist eben ein Jude«, hörte ich manches Mal, wenn jemand sich über einen Menschen ärgerte, der sich falsch verhalten hatte und obendrein jüdisch war – als wäre Letzteres eine plausible Erklärung für Ersteres. Dabei lag meist nicht einmal objektiv verwerfliches Verhalten des fraglichen Juden vor: Es reichte schon, wenn er nicht bereit war, eine Leistung günstiger anzubieten, oder es wagte, seinerseits einen Nachlass zu erbitten – Zeugnisse einer Kleinlichkeit, zu der, wie es scheint, nur Juden imstande sind.

Es ist nur konsequent, mich der Übertreibung zu beschuldigen, wenn ich erzähle, diese Bemerkungen seien so häufig gefallen, dass ich sie nicht mehr zählen könne und »hundertfach« kein Synonym sei für »ziemlich oft«, sondern tatsächlich für »mehrere hundert Mal«: Meine Zuhörer gestehen mir »vielleicht ein paar« solcher Erfahrungen zu, »aber nicht mehr«, denn »das kann gar nicht sein«.

Jahrelang versuchte ich ebenso inbrünstig wie sachlich, gegen diese Überzeugungen, Pauschalisierungen und Verharmlosungen anzureden:

Ich sagte, ich sei als Jude durchaus in der Lage, Antisemitismus zu definieren und zu erkennen; ich sei leider, wie jede und jeder von uns, Experte auf dem Gebiet. Ohnehin läge die Definition von Antisemitismus allein bei den Juden, die wohl am besten darüber entscheiden könnten, was sie als ausgrenzend empfinden.

Ich sagte, wenn eine jüdische Person behaupte, irgendwo Antisemitismus erlebt zu haben, läge das daran, dass sie tatsächlich Antisemitismus erlebt habe, und nicht, dass sie sich wichtigmachen oder ihrem Gegenüber die Stimmung vermiesen wolle. Juden seien im Allgemeinen nicht besonders scharf auf Antisemitismus; ihre Beschäftigung damit entstehe aus schierer Not.

Ich sagte, der Mensch habe, ungeachtet seines individuellen Denkvermögens, ein kindlich argloses Gemüt und glaube praktisch alles, was er höre und lese, weswegen er enorm anfällig sei für Behauptungen aller Art, und seien sie noch so irrwitzig.

Ich sagte, Glaubenssätze seien etwas sehr Wirkmächtiges, weil sie einen dazu brächten, überall Bestätigungen dafür vorzufinden. So sei Geldgier eine Charaktereigenschaft, die bei Juden zweifelsohne vorkomme, aber auch nicht zu knapp bei Nichtjuden; der Unterschied bestehe lediglich darin,

dass man sie bei den einen zwingend erwarte, bei den anderen aber davon überrascht sei. Es gehe also um Wahrnehmung und nicht um Wahrheit.

Ich sagte, Antisemitismus sei eine ablehnende und abwertende Geisteshaltung, die zwar erst durch einen Gewaltausbruch eindeutig nachzuweisen sei, aber schon viel früher beginne – nämlich bereits dort, wo man die Eigenschaft »jüdisch« mit anderen Eigenschaften gleichsetze, spätestens aber, wenn man diese Gleichsetzung als Realität verteidige.

Ich sagte, es sei antisemitisch, wenn die überrissene Miete, die ein jüdischer Vermieter verlange, in Verbindung mit dessen Judentum gebracht werde, weil es impliziere, dass die Miete zwingend niedriger wäre, wenn der Vermieter nicht jüdisch wäre.

Ich sagte, der Versuch, das Judentum als »Rasse« darzustellen und »typische Merkmale« zu bestimmen, sei das – leider erfolgreiche – Bemühen der Antisemiten des 19. und 20. Jahrhunderts gewesen, die so stolz auf ihre neue, von Religion unabhängige Art der Judenfeindlichkeit waren, dass sie ihr einen eigenen Namen gaben, nämlich eben Antisemitismus.* Man solle sich also gut überlegen, in wessen Spur man da trete.

Ich sagte, eine »jüdische Nase« könne es nicht geben, weil das Judentum keine Ethnie sei, sondern

* Neben dem von der christlichen Kirche über 17 Jahrhunderte hinweg schwungvoll betriebenen Antijudaismus.

eine Glaubensgemeinschaft, wie das Christentum, in dem sich ebenfalls Menschen aus verschiedensten Völkern versammelten. Die »jüdische Nase« sei daher so widersinnig wie etwa ein »Katholiken-Kinn«.

Ich sagte, die einzige Möglichkeit, einen Juden zu »erkennen«, bestehe in seiner etwaigen religiösen Kleidung und den Schläfenlocken. Gäbe es wirklich übereinstimmende körperliche Merkmale, hätte man sich all die der Identifizierung dienenden *Judenhüte* und *Judensterne* ja sparen können.

Ich sagte, die Nationalsozialisten hätten ab 1937 die Wanderausstellung »Der ewige Jude« durchgeführt,* deren Name bereits perfid implizierte, dass man es hier mit einem wiederkehrenden, globalen Problem zu tun hätte, und die mit tendenziösen Photos und Plastiken das Klischee des eindeutig identifizierbaren Juden als schachernden, »mauschelnden«** Halunken mit großer Nase und schwülstigen Lippen schärfte. Dass also, wer an die »jüdische Nase« und die »jüdische Weltverschwörung« glaube, ein verspätetes Opfer von Nazi-Propaganda sei.

Ich sagte, der Holocaust sei ein Verbrechen, an dem man sich nicht nur moralisch, sondern auch ideologisch stoßen müsse. Man könne schlecht die Nazis verurteilen, gleichzeitig aber ihre Argumente

* https://de.wikipedia.org/wiki/Der_ewige_Jude_(Ausstellung)

** Das Wort »mauscheln« bedeutet »auf jüdische Art reden« sowie »handeln« und »betrügen«. »Mauschel« ist zwar die jiddische Form von Moses und ein Spottname für einen Handelsjuden, wird aber seit dem 17. Jahrhundert mit negativer Bedeutung verwendet. Es ist ein antisemitisches Wort und gehört genauso aus der Sprache verbannt wie der »Mohrenkopf« und das »Zigeunerschnitzel«.

Duden – das Herkunftswörterbuch

kultivieren und ebenfalls von der »jüdischen Hochfinanz« schwadronieren.

Ich sagte, Israel müsste doch voller Multimillionäre sein, wenn die Juden wirklich so geschäftstüchtig seien. Es existiere dort aber erhebliche Armut und Ernährungsunsicherheit, und was die vielgerühmte jüdische Intelligenz betreffe, sei die israelische Politik nun auch nicht gerade das beste Beispiel.

Ich sagte, als Jude dürfe ich so viele ironische Bemerkungen über die Juden machen und antisemitische Klischees zitieren, wie ich wolle, während ein Nichtjude dafür eine spezielle Ausnahmebewilligung benötige, die nur engen Freunden erteilt werde. Und nein, die Lektüre meiner Bücher sei *nicht* mit einer solchen Erlaubnis gleichzusetzen.

Ich sagte, es gebe einen wesentlichen Unterschied zwischen Humor (beide lachen) und Spott (nur einer lacht). Und man könne jemandem, der eine Bemerkung nicht witzig finde, nicht diktieren, sie witzig zu finden. Das sei Nötigung; wie die anzüglichen Sprüche gegenüber Frauen, die keinerlei Anlass dafür gegeben hätten, außer dass sie Frauen seien.

Ich erklärte anhand von hypothetischen, möglichst abwegigen Beispielen, dass jeder sich gegen

Verallgemeinerungen verwahren würde, weil niemand auf ein hämisches Stereotyp reduziert werden möchte. Es fühle sich nämlich beschissen an; wie die Witzchen, die nur der eine lustig finde. Und genau darum gehe es: *Wie jüdische Menschen sich unter nichtjüdischen Menschen fühlen.* Das könne doch nicht einfach egal sein?

Ich sagte, es sei ausgesprochen unglaubwürdig, minutenlang wie ein Antisemit zu reden und dann zu behaupten, man sei keiner. In diesem Fall sei man aller Wahrscheinlichkeit nach wohl einfach einer, und es wäre vielleicht ganz interessant, sich mal damit auseinanderzusetzen.

Aber während ich sprach, schienen die halb amüsiert, halb ärgerlich funkelnden Augen meiner vielen Gesprächspartner einzig zu sagen: *Der Jud will sich doch nur wieder herauswinden!*

Sie ließen keinen meiner Einwände gelten, unterstellten mir eine »Antisemitismus-Psychose«, »übermäßige Strenge« oder, etwas spezifischer, »jüdische Strenge« sowie »jüdische Paranoia« und »jüdische Haarspalterei«, außerdem ein miserables Verständnis für »harmlose Witze« und mitunter allen Ernstes »Rassismus gegen Nichtjuden«. Ich konnte so logisch und geduldig argumentieren,

wie ich wollte, ich sprach gegen Wände. Erst recht, wenn es um die »jüdische Intelligenz« und die »jüdische Geschäftstüchtigkeit« ging: Das seien doch Komplimente, was daran bitte falsch sein könne? Ich entgegnete, es sei sogar grundfalsch, weil es keine Komplimente seien, sondern positiv gepolte Verallgemeinerungen.* Das eine sei ein Lob für eine konkrete Leistung oder Eigenschaft, das andere eine blinde Unterstellung, und an meiner Zurückweisung könne man ja erkennen, dass das sogenannte Kompliment nicht als solches bei mir angekommen sei, sondern als Affront. Jüdischen Menschen Individualität abzusprechen und sie kollektiv zu beurteilen, sei per Definition antisemitisch, ungeachtet der Beurteilung – ob diese nun vorwurfsvoll oder schmeichelhaft ausfalle. Worauf es wieder losging mit der »Überempfindlichkeit« und der durch mein »kompliziertes Getue« verursachten »Mitschuld am Antisemitismus«: Wärt ihr Juden mal nicht so doof, könnten wir viel netter sein zu euch. Selbst schuld.

All die Jahre wünschte ich mir, dass der Albtraum endlich ein Ende nimmt. Ich wünschte mir, dass die Menschen mir zuhören, anstatt mich schon nach dem Wort »Klischee« zu unterbrechen, weiterhin

* Positiver Antisemitismus ist in seinem Wesen in der Tat nicht feindselig, sondern anerkennend, und gibt sich als freundliches Lob aus. Er bedient sich aber der genau gleichen pauschalisierenden Zuschreibungen wie der herabsetzende Antisemitismus. Es spielt daher keine Rolle, ob man die Juden fürchtet, weil sie angeblich so klug sind, oder sie dafür bewundert – in beiden Fällen operiert man mit einem homogenisierenden Stereotyp.

Klischees von sich zu geben und sich am Ende zu beklagen, dass man »heute ja nichts mehr sagen« dürfe, nachdem sie gerade sehr wohl etwas gesagt hatten (lustigerweise regen sich ja ausgerechnet jene über die angebliche Einschränkung der Redefreiheit auf, die diese am schamlosesten ausschöpfen).

Ich wünschte mir, dass die Menschen meiner Einladung folgen, ihre Vorurteile einmal auf deren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen.

Ich wünschte mir, dass sie sich von mir eines Besseren belehren lassen, auch wenn das unangenehm ist, weil es bedeutet, dass man doch nicht so schlau ist, wie man meinte.

Ich wünschte mir, dass sie mir als Betroffenem zugestehen, beurteilen zu können, ob eine Aussage antisemitisch ist, und meine entsprechende Einschätzung akzeptieren. Vor allem, nachdem sie explizit um diese gebeten haben.

Ich wünschte mir, dass sie erschrecken, wenn ich sie darauf hinweise, dass sie verbalen Missbrauch betreiben, indem sie mich und meinesgleichen erniedrigen und dann behaupten, es handle sich dabei um sachliche Kritik oder eine philosophische Diskussion, aber keinesfalls um Erniedrigung.

Ich wünschte mir, dass sie mich um Verzeihung bitten, wenn ich ihnen sage, dass sie meine Grenze

übertreten haben, anstatt mir gönnerhaft zu erklären, dass meine Grenze falsch gezogen sei.

Aber all das geschah so gut wie nie. Bis auf wenige Ausnahmen – ich kann sie an einer Hand abzählen, womit ich tatsächlich fünf Fälle meine – gab es immer Streit, in dessen Verlauf ich versuchte, den gewaltlosen Antisemiten aufzuzeigen, dass sie antisemitisch denken und reden, und diese alles daran setzten, davon abzulenken. Meist endete es damit, dass ich die Beziehung abbrach, weil mein Vertrauen kaputtgegangen war. Vor allem aber, weil ich nun wusste, wie viel meine Meinung zählt.

Eine der wenigen erfreulichen Ausnahmen erlebte ich, als ein alter Freund einen Einrichtungsgegenstand beschaffen wollte und zwei Möglichkeiten zur Auswahl hatte, von denen die eine deutlich teurer war. Er nannte sie »die jüdische Variante«. Ich wies ihn für seine Wortwahl zurecht, worauf er sich verteidigte, er meine das nicht negativ, im Gegenteil, die Juden hätten doch »einen Sinn für Luxus«, was ich erst recht nicht hinnehmen wollte. Mehrere Minuten lang erklärte er mir, wie er das *gemeint* habe, nämlich als respektvolle Anerkennung, bis ich ihn energisch aufforderte, sich stattdessen anzuhören, wie seine Aussage *auf mich wirke*. Ich

glaubte ihm, sagte ich, dass er es als Kompliment verstehe, es sei aber keines, sondern eine Form von Diskriminierung, die auf dem Stereotyp des Geldjuden basiere.

Diskriminierung, rief mein Freund entsetzt, bestimmt nicht! Er liebe mich doch! Er meine das doch nicht böse!

Das wisse ich, entgegnete ich, aber ob eine Aussage diskriminierend sei, bestimme nicht der Absender, sondern der Empfänger. Und ob sie *nicht böse gemeint* sei, spiele überhaupt keine Rolle, da nicht die Absicht über ihre Wirkung entscheide, sondern einzig der Inhalt. Außerdem dürfe ich ja hoffentlich davon ausgehen, dass Bemerkungen über eine Spezies, der ich angehöre, nicht böse gemeint seien, wir seien ja schließlich nicht im Krieg, sondern in Zuneigung verbunden, und gerade diese gebiete es doch, einander Respekt und Einfühlung entgegenzubringen.

Mein Freund schwieg und dachte nach. Offenbar ist beides notwendig, um die bemerkenswerte Starrköpfigkeit zu überwinden, mit der Vorurteile behütet werden. Schließlich erkannte er, worum es hier ging: nicht um seine Ansichten und Absichten, sondern allein um mein Empfinden, wenn ich als Jude etwas über die Juden höre, das ich als falsch

und verletzend betrachte. Er sagte, es tue ihm leid, beugte sich vor und reichte mir die Hand.

Ich fand ihn großartig. Er brachte zustande, was zahllose andere vor ihm noch nicht mal versuchen wollten.

Wir standen als Freunde vor der gleichen Aufgabe wie ein Liebespaar, wenn der eine etwas sagt, das den anderen verletzt: Er kann entweder davon reden, falsch verstanden worden zu sein, oder er kann einsehen, dass er zu weit gegangen ist – auch wenn er es nicht so sieht –, um Verzeihung bitten und sich bemühen, seinen Fehler künftig zu vermeiden. Das ist die einzig erwachsene, einzig anständige und einzig richtige Reaktion.

Ich musste sie selbst erlernen, als ich vor einigen Jahren ein paarmal mit einer deutschen Frau ausgegangen war und es für lustig hielt, Nazi-Witze zu machen und einzelne Wörter auszusprechen wie Adolf Hitler. Sie rügte mich, sie empfinde meine Scherze als respektlos, zumal sie in diesem Kapitel der Geschichte nichts Lustiges erkennen könne. Und obwohl ich meine Sprüche als ebenso unschuldig wie gelungen empfand, vor allem meine Hitler-Imitation, sah ich ein, dass es für meine Begleitung anders war – und dass nur dies zählte. Dass ich außerdem, wenn ich gegenüber einem

deutschen Menschen Nazi-Witze machen möchte, erst seine Zustimmung dafür einholen muss. Weil es anmaßend ist, diese einfach vorauszusetzen. Und noch viel anmaßender, sie gleich ganz zu ignorieren.

Ich weiß heute, dass die meisten Menschen, die antisemitische Bemerkungen machen, überzeugt sind, es sei alles wahr, was sie über die Juden erzählen. Und dass sie einfach noch nie richtig darüber nachgedacht haben. Und dass sie glauben, wenn einer ein unterhaltsames Buch über Juden schreibe, finde er auch die übelsten antisemitischen Sprüche automatisch zum Lachen. Und dass sie, was sie von sich geben, tatsächlich nicht böse meinen. Und dass sie Vorurteile und Diskriminierung eigentlich genauso bescheuert finden wie ich und die Judenverfolgung genauso entsetzlich. Und dass sie aus genau diesen Gründen oft nicht recht wissen, wie sie mit Juden überhaupt umgehen sollen; viele können nicht mal das Wort *Jude* in den Mund nehmen, weil sie befürchten, bereits damit etwas falsch zu machen. Und ich verstehe, dass sie konsterniert sind, wenn ich ihnen sage, dass sie reden wie ein SS-Offizier.

Was ich hingegen lange nicht verstanden habe: die Leidenschaft, mit der trotz meinen Aufklärungs-

und Versöhnungsbemühungen an dem ganzen Unfug festgehalten wurde. *Doch, ihr seid so! Doch, es ist so!* – das war stets die Quittung für meine verzweifelten Hinweise auf Vernunft, Logik, Geschichte und Respekt. Doch irgendwann wurde mir klar, dass hier nicht der Eifer der Überzeugung tobte, sondern der Existenzkampf des verletzten Egos. Ich hatte die Menschen nicht aufgeklärt. Ich hatte sie bloßgestellt.

»Ach, Sie sind Jude? Toll! Juden haben einen guten Humor!«

»Das ist ein Klischee.«

»Ich meine es aber als Kompliment!«

»Dann warten Sie doch, bis ich tatsächlich etwas Lustiges sage.«

Hochmut

das erste Element des Antisemitismus

Während es einen gewalttätigen Antisemiten nicht im Geringsten stört, wenn man ihn anhand seines Verhaltens als solchen benennt, will der gewaltlose Antisemit auf keinen Fall einer sein. Er betrachtet sich als intelligenten, gebildeten, geschichtsbewussten, anständigen und vernünftigen Menschen (was auch meist der Fall ist) und demzufolge als frei von pauschalisierendem, voreingenommenem, diskriminierendem Gedankengut (was hingegen auf niemanden zutrifft). Also ist er erst völlig entsetzt und dann zutiefst beleidigt, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, dass die judenfeindlichen Klischees, die er verbreitet, keine Tatsachen sind, sondern eben judenfeindliche Klischees. Sowas will der gewaltlose Antisemit nicht hören, es widerspricht seinem noblen Selbstbild. Und kaum etwas ist uns so lieb wie dieses, oft nicht einmal unsere körperliche und seelische Gesundheit. Deshalb korrigieren wir es auch nicht, wenn es mit der Wirklichkeit zusammenprallt, sondern leugnen

diese einfach und behaupten weiterhin Dinge, die uns besser gefallen. Wie der Trinker, der von einem Freund hört, dass sein Konsum ein bedenkliches Ausmaß angenommen habe, und darauf wortreich erklärt, wie gut er sein Leben und den Alkohol im Griff habe.

Die allzu großmütige Selbsteinschätzung, zu der wir alle neigen,* ist jedoch nicht das eigentliche Problem. Streng genommen ist es nicht antisemitisch, zu glauben, alle jüdischen Menschen hätten riesige Nasen und seien nur hinter der Kohle her. Es ist nicht besonders nett und auch nicht besonders geistreich, so zu denken, aber zunächst ist es bloß naiv und bequem, weil man es einfach hinnimmt und nie, nicht einmal für eine halbe Minute, hinterfragt. Wirklich *antisemitisch*, also gegenüber den Juden feindselig, werden solche unbewussten Überzeugungen erst, indem man sie bewusst verteidigt. Indem man nicht beschämt und nachgiebig wird, wenn jüdische Personen einen darauf hinweisen, dass man etwas Unwahres und Niederträchtiges über sie gesagt hat, sondern störrisch und wütend.

Natürlich stellt eine solche Kritik unser schönes Selbstverständnis in Frage, aber es ist eben

✡ Es gibt eine ganze Reihe sogenannter kognitiver Verzerrungen, d.h. fehlerhafter Neigungen, was das eigene Wahrnehmen, Denken und Urteilen betrifft, die hinsichtlich des Antisemitismus eine fatal verstärkende Rolle spielen:

Die Vermessenheitsverzerrung, also die Überschätzung eigener Kompetenzen. In Bezug auf den Antisemitismus führt dies zur erwähnten Anmaßung gegenüber Juden und zum Unwillen, ihnen zuzuhören, weil man glaubt, bereits genug über sie zu wissen.

Das Beharren auf Überzeugungen, zum Beispiel die vermeintliche Geschäftstüchtigkeit »der Juden« mit dem jüdischen Geldgeschäft im Mittelalter begründen und ungeachtet der Logik der Widerrede darauf insistieren.

Der Bestätigungsfehler, also die Neigung, Informationen so zu interpretieren, dass sie die eigenen Erwartungen bestätigen. Beispiel: Wenn ein bestimmter Jude nicht geizig ist, wird er als Ausnahme der »Regel« betrachtet, dass alle Juden geizig seien.

Die Verzerrungsblindheit, also die Tendenz, sich für gänzlich unbeeinflusst zu halten, auch von Vorurteilen.

de.wikipedia.org/wiki/Liste_kognitiver_Verzerrungen

ein Selbstverständnis, kein Fakt. Keine Behörde hat uns je attestiert, allwissend und unfehlbar zu sein. Wir definieren uns selbst so, weil es sich besser anfühlt als die Einsicht, dass wir letztlich nur von wenigen Dingen wirklich eine Ahnung haben und ansonsten am besten den Mund halten. Indem wir aber meinen, alles besser zu wissen als unsere Mitmenschen, verletzen wir sie auf grundlegende Art: Erstens sprechen wir ihnen damit ebenbürtigen Verstand ab, wenn nicht gleich jeglichen, und zweitens das Recht, sich durch unser Benehmen brüskiert zu fühlen und es zu missbilligen.

Ohne diesen Hochmut gäbe es keinen Antisemitismus. Dann gäbe es nur denkfaule Unterstellungen und Verallgemeinerungen, die bei der ersten Begegnung mit einem Juden sofort aufhören würden zu existieren, weil dieser mit wenigen Worten alles berichtigen könnte. Doch man lässt ihn nicht, aus purem Stolz, und führt die Empörung, die man mit antisemitischen Behauptungen und deren Rechtfertigung bei ihm auslöst, darauf zurück, dass er sich irrt. Oder zu sensibel ist. Oder nur so reagiert, weil er schlecht gelaunt ist.

Dem gewaltlosen Antisemiten ist jede Erklärung recht. Bloß eine nicht: dass *er* das Problem ist, weil er ein viel zu gutes Bild von sich selbst

hat, ein grundlos schlechtes von »den Juden« und außerdem ein verzerrtes von »den Antisemiten«, die er ebenso plakativ typisiert und von denen er sich so weit entfernt wähnt, dass in seinen Augen nichts von dem, was er denkt und sagt, jemals judenfeindlich sein *kann*. So ist er gleich dreifach abgesichert:

Ich bin kein Antisemit, weil die Dinge, die ich über die Juden sage, den Tatsachen entsprechen, und ich bin kein Antisemit, weil ausschließlich Neonazis und Islamisten antisemitisch sind – aber vor allem bin ich kein Antisemit, weil ich viel zu klug und zu edelmütig bin dafür.

Gewaltlose Antisemiten rühmen sich gern damit, nichts gegen Juden zu haben. Allzu viel *für* Juden haben sie indessen auch nicht übrig. Namentlich fehlt es ihnen am Respekt, den wir einander nun einmal entgegenbringen müssen, wenn wir in Frieden zusammenleben wollen. Im Katalog der menschlichen Attribute rangiert die Hochachtung jedoch ziemlich weit hinter dem Hochmut, weswegen gewaltlose Antisemiten kaum je anerkennen können, einen jüdischen Mitmenschen verletzt zu haben. Stattdessen erklären sie ihn einfach zum Wahnsinnigen.*

✡ Für die Unterstellung, das Diskriminierungsopfer leide an gestörter Wahrnehmung, gibt es mittlerweile einen Begriff, er lautet »Racial Gaslighting«. Gaslighting ist eine Form von psychischem Missbrauch, die mit Sätzen wie »Das bildest du dir doch nur ein« von eigenem Fehlverhalten abzulenken versucht.

In Beziehungen, Freundschaften sowie zwischen Eltern und Kindern läuft es häufig ähnlich: Der eine tut oder sagt etwas, das den anderen kränkt, hält es nicht aus, sich falsch verhalten zu haben und dafür kritisiert zu werden, und verdreht alles, bloß um nicht länger blöd dazustehen.

Es ist wohl eine unserer größten Ängste, dass wir in unserem Wesen mangelhaft und somit nicht der Liebe würdig sein könnten, weder der irdischen noch der himmlischen. Die Religionen haben daraus ein prima Geschäftsmodell fabriziert: Gott liebt dich – aber nur, solange du brav die Regeln befolgst. Wir fürchten die eigene Schlechtigkeit so sehr, dass wir alles, was sie bestätigen könnte, unverzüglich von uns weisen, ohne auch nur den geringsten Blick darauf zu werfen. Egal, wie nötig und hilfreich dieser wäre.

Auf diese ignorierende Weise, zu der gewiss auch Juden fähig sind, gelangen Nichtjuden zur oft unverdienten Überzeugung, keine Antisemiten zu sein: weil sie partout keine sein wollen – und *allem Anschein nach* auch keine sind. Doch um Antisemit zu sein, muss man nicht mit einem Sturmgewehr in eine Synagoge eindringen. Es reicht völlig, zu denken, jüdischen Menschen sei die Geschäftstüchtig-

keit angeboren, es jedem von ihnen ins Gesicht zu sagen und ausfallend zu werden, wenn sie diese Behauptung als antisemitisch zurückweisen.

Aber wie kommt man überhaupt auf die Idee, alle Juden seien hinterlistig, reich und geizig? Wieso sind so viele Menschen derart überzeugt davon, dass sie ihre Meinungen verteidigen, als hinge die Ehre ihrer Familie davon ab?

Ich fand es heraus, als ich eines Tages aufhörte, den Klischees zu widersprechen, und begann, nach ihren Gründen zu fragen.

»Euch Juden darf man ja nicht kritisieren!«

»Ist nicht alles, was ich darauf erwidere, eine Bestätigung dafür?«

Prägung

das zweite (eigentlich das erste)
Element des Antisemitismus

Vor einiger Zeit kontaktierte mich ein Herr mit einem Wunsch: Er sei mit einem Paar befreundet, das kürzlich geheiratet habe, und möchte den beiden eine Stadtführung durch das »jüdische Zürich« schenken – ob ich als Autor des »Wolkenbruch«-Romans da helfen könne?

Ich wisse leider nicht, was er sich darunter vorstelle, schrieb ich zurück, es gebe nicht viel zu sehen, außer ein paar Synagogen sowie einigen Orthodoxen, die in alten Toyotas herumführen und es wohl kaum schätzten, wenn man sie bestaune wie im Zoo. Da ich mich aber sehr für Geschichte interessiere und im privaten Kreis einige historische Stadtführungen veranstaltet habe, schlug ich vor, stattdessen eine solche zu machen und sie in Wiedikon zu beenden; dem Zürcher Quartier, in dem mein Buch spielt.

Ich traf das frischvermählte Paar; es war ihre zweite Ehe, er ein Anwalt mit Nickelbrille und grauem Schnauz, sie eine heitere Wirtin mit wallendem Haar,

beide aus Deutschland. Wir begannen die Führung am Zürcher Hauptbahnhof, der 1847 erbaut wurde und damals kaum mehr war als ein eleganter Lokschuppen, wie ich anhand alter Photos dokumentierte. Ich bin immer fasziniert von solchen Bildern und der Diskrepanz zur heutigen Situation; auch die Neugier meiner Gäste war sogleich geweckt. Wir spazierten weiter zum Rennweg, wo ich Zeichnungen des mächtigen Bollwerks zeigte, das dort vom 16. bis zum 19. Jahrhundert einen der wenigen Zugänge zur damals noch ummauerten Stadt beschützte, und saßen schließlich, nach dem Besuch einiger anderer nicht mehr existierender Wehrbauten, in einem Café an der Weststrasse. Jahrzehntelang sind hier, mitten in einem Wohnquartier, jeden Tag viele tausend Autos und Lastwagen durchgedonnert – auf dem Weg vom einen Autobahnende zum anderen. Eine Umfahrung existierte aufgrund schwerer Verkehrsplanungsfehler nicht. Die Wohnungen in den rußgeschwärzten Häusern waren entsprechend billig; es lebten hauptsächlich Studenten und Schlechtverdiener darin, neben einer Vielzahl jüdischer Familien, die schon seit Generationen in diesem Viertel ansässig und oft alles andere als wohlhabend sind.* Um den Anwohnern wenigstens nachts Ruhe zu verschaffen, war die Weststrasse zwischen 22

✡ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderten viele von Armut und Verfolgung gedrängte Juden aus Polen und Russland in die Schweiz ein. Die einen wollten explizit hierher, andere eigentlich nach Amerika. Sie ließen sich in Aussersihl nieder, bei den anderen Ausländern und Arbeitern, und litten von Beginn weg an Zurückweisung durch die Bevölkerung.

Karin Huser Bugmann, Schtetl an der Sihl, Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich 1880–1939, Chronos Verlag, 1998

und 6 Uhr für den motorisierten Verkehr mit einer Schranke gesperrt. Viele Zürcherinnen und Zürcher glaubten, hinter dieser Blockade steckten »die Juden«, die einen »Deal mit den Behörden« hätten. Die Geschichte ist völlig lächerlich, aber leider kongruent mit dem Bild des bis in die höchsten Stellen vernetzten Juden und hält sich darum bis heute.

2009 bekam die Stadt endlich eine Umfahrung, und die Weststrasse wurde von einer »Transitachse« zur Quartierstraße abgestuft und einer umfassenden Sanierung unterzogen. Es lag auf der Hand, dass die Gegend dadurch eine erhebliche Aufwertung erfahren würde. Einer meiner Freunde, der mich mit diesem Fehltritt sehr überraschte, kannte ich ihn doch bis dahin als reflektierten, aufgeklärten Geist, raunte in jenen Tagen: »Die Juden haben schon alle Häuser gekauft!«

»Arbeitest du jetzt beim Grundbuchamt?«, fragte ich.

Er winkte ab, es sei doch völlig klar, dass »die Juden« sich eine solche Gelegenheit nicht würden entgehen lassen. Ich protestierte, er wurde ungehalten. Das alte *Gentile-Fragility*-Spiel.

Ich erzählte meinen beiden Besuchern die Anekdoten von der »Juden-Schranke« und meinem Freund, der einfach etwas nachplapperte, das er

irgendwo gehört hatte, und es mit dem Bild der opportunistischen Juden begründete, die so vermögend sind, dass sie mal eben ganze Häuserzeilen aufkaufen können. Der Jurist guckte betroffen. Seine Partnerin, sie war schon beim zweiten Bier, fragte hingegen erstaunt: »Aber das ist doch so? Die Juden sind doch geschäftstüchtig?«

Der Anwalt warf mir einen panischen Blick zu. Ich wollte bereits zu einer meiner vergeblichen Gegenreden ansetzen, hielt jedoch inne, weil ich wusste, wie das enden würde. Was ich aber – wie mir in diesem Moment zum ersten Mal überhaupt auffiel – nicht wusste: wo es eigentlich begann.

Also fragte ich: »Woher wissen Sie das?«

»Das ist so!«, verkündete die Wirtin selbstsicher.

»Komm, lass«, beschwichtigte ihr Mann, sich sichtlich in seinem Stuhl windend.

»Nein, es interessiert mich wirklich«, sagte ich zu ihm, und zu ihr: »Aber *woher* wissen Sie es?«

»Na, das weiß man eben!«, wiederholte sie.

»Aber woher denn?«, fragte ich.

»Das ist doch bekannt, dass die Juden gut sind im Handeln!«

»Ich kenne das Klischee«, sagte ich. »Sie stellen es aber als eine Tatsache dar. Wieso wissen Sie, dass es eine ist?«

»Nun, die Juden an der Ostküste der Vereinigten Staaten zum Beispiel, die sind sehr reich und haben viel Einfluss.«

Der Anwalt schnaufte empört. Seine Partnerin zeigte sich ihm offenbar von einer ganz neuen Seite.

»Waren Sie denn dort? Kennen Sie Juden von da?«, fragte ich.

»Nein, aber die haben gute Beziehungen zum amerikanischen Präsidenten!«

»Dann kennen Sie also diesen?«

Ich ging nicht davon aus, dass die Dame den amerikanischen Präsidenten oder einen amerikanischen Juden oder außer mir überhaupt einen jüdischen Menschen kannte. Aber ich wollte so lange nachfragen, bis sie die Quelle ihrer Überzeugungen preisgeben würde. Wer hatte ihr diesen Unsinn erzählt?

»Nein. Aber das weiß man!«, rief sie und nahm einen großen Schluck Bier.

Man ist immer ein geschätzter Verbündeter, wenn einem die Argumente ausgehen. Oder es nie welche gab.

»Aber woher wissen *Sie* es?«, fragte ich. »Das können Sie mir doch bestimmt verraten.«

Sie stellte ihr Glas hin und überlegte, den Blick auf den Tisch geheftet. Abermals staunte ich, wie viel Gegenwehr nötig ist, bis dieser eigentlich banale

Schritt erfolgt: einmal genau über die Dinge nachzudenken, die man so erzählt.

Schließlich flüsterte sie: »Meine Eltern haben mir das gesagt.«

Das war es also. Die Autoritätspersonen der Kindheit. Wie mein Lehrer, der selbst mich zum Zweifeln brachte, als er es als normal darstellte, den Juden Geldgier nachzusagen. Und wie die Eltern der Wirtin, die ihr, als sie ein kleines Mädchen war, eingeredet hatten, die Juden seien geschäftstüchtige, reiche Leute. Seither glaubte sie das. Ein einziger Satz hatte offenbar genügt.

Einige Zeit nach dieser Begegnung nahm ich eine Lesungsreihe an mehreren Zürcher Berufs- und Mittelschulen zum Anlass, weiter nach den Quellen der antisemitischen Glaubenssätze zu fahnden, und fragte die Schülerinnen und Schüler am Ende meiner Auftritte: »Und nun erzählt mir bitte noch, was ihr so über die Juden wisst. Keine Angst, ich werde nicht wütend, ich bin bloß neugierig.«

Die jungen Menschen, alle Anfang zwanzig, sahen einander irritiert an, tuschelten miteinander und zitierten schließlich, nach abermaliger Ermunterung meinerseits, erst harmlose, durchaus

real begründete und dann immer wildere und absurdere Klischees: Die Jüdinnen tragen Perücken, die Juden beten den ganzen Tag, die Juden sind reich, die Juden sind geizig, das Klo der Juden zeigt immer nach Norden (wenn schon müsste es nach Osten zeigen, zum *Schtetl* hin! Was wollen wir mit dem *farkakten* Norden?), die Juden kontrollieren die Banken, die Juden wollen die Welt erobern.

»Okay«, sagte ich, »und woher wisst ihr das?«

»Von meinem Onkel«, antwortete eine junge Frau nach einigem Überlegen, »der hat das gesagt, als ich klein war.«

Andere nannten die Großeltern oder einen Lehrer, die meisten aber ihre Eltern. Ich führte dieses kleine Spiel an rund zwanzig Schulen durch, mit immer gleichem Ergebnis. Offenbar schenken Kinder ihren Eltern und weiteren Bezugspersonen nicht nur unbedingte Liebe, sondern auch unbegrenztes Vertrauen, und nehmen alles, was sie von ihnen hören, als die reine Wahrheit entgegen. Wieso sollten sie auch nicht? Wie sollen sie auf die Idee kommen, dass die beiden Riesen, die sich um sie kümmern, etwas anderes sein könnten als endlos klug, gütig und ehrlich? Erst viel später erkennen sie, dass ihre Eltern auch nur Menschen mit oft fragwürdigen Motiven sind und immer wieder

irren, fehlen und lügen, aber dann ist es zu spät, weil alles, was einst in ihren treuherzigen Geist hineingesunken ist, sich bereits tief in diesen eingegraben hat und keine spätere Erkenntnis jemals wieder so weit wird vordringen können. Sie können noch so eingehend über die Pogrome des Mittelalters und den Holocaust unterrichtet werden sowie darüber, wie falsch und gefährlich es ist, Vorurteile zu verbreiten – all das legt sich nur wie flüchtiger Schnee auf einen längst vergifteten Boden.

Kein Wunder, dass Juden auf derart heftige Gegenwehr stoßen, wenn sie versuchen, antisemitische Klischees zu korrigieren. Letztlich sagen sie damit nur eines: »Du bist das naive Kind von dummen Schwätzern.« Es geht tatsächlich um nichts weniger als die Ehre der Familie.

Menschen sind keine Antisemiten, weil sie schlechte Erfahrungen mit Juden gemacht haben. Meist haben sie überhaupt keine Erfahrungen mit Juden gemacht. Sie sind – unter anderem – Antisemiten, weil ihre Eltern ihnen ein schlechtes Bild von Juden vermittelt haben. Und deren Eltern wiederum ihnen, und so geht das immer weiter zurück, bis ins 19. Jahrhundert, als weiße Männer auf die Idee kamen, Menschen in »Rassen« einzuteilen, und

man den Kindern sagte: »Die Juden sind eine minderwertige, schmutzige Rasse.« Noch früher, im Mittelalter, sagten Eltern: »Die Juden sind schuld an der Pest, weil sie die Brunnen vergiftet haben.« Und in der Antike verunglimpfte man die Juden, weil sie Jesus von Nazareth nicht als den wahren Messias anerkannten und man ihnen seinen Tod anlastete. Spätestens nach dem Konzil von Nicäa im Jahr 325, auf dem beschlossen wurde, dass Jesus der Sohn Gottes und folglich mit diesem wesensgleich sei, galten Juden nicht nur als »Glaubensfeinde«, sondern offiziell als »Gottesmörder«. Von da an gab es natürlich kein Halten mehr.

Die Motive, warum man Juden unterdrückte und verfolgte, veränderten sich durch die Jahrhunderte; mal ging es um Religion, mal um Geld, mal um Seuchen, dann um die »Reinheit« der eigenen »Rasse« und schließlich um die angebliche globale Vormachtstellung der Juden. Die Argumente sind aber immer die gleichen geblieben: Der Jude ist mit dem Teufel im Bund, der Jude hat kein Herz, der Jude ist ehrlos, gierig, unverschämt und eine Gefahr. Und der Grund, weshalb das seit Jahrtausenden so gut funktioniert, liegt offenbar vor allem darin, dass Kinder ihren Bezugspersonen maximales Vertrauen entgegenbringen. Antisemitismus ist

ein Gerücht, das seit dem Altertum von Generation zu Generation weitergereicht wird und dabei zu einer eigenen Bildungswahrheit geworden ist; wie eine falsche Schreibweise, die der Duden erst als Variante duldet und schließlich als korrekt in seine Wörterbücher aufnimmt. Dass »die Juden« angeblich reich und listig und die heimlichen Herrscher der Welt seien, wird schon so lange behauptet, dass es als unbestreitbarer Fakt gilt. Und man muss, wie ich mit der Wirtin, ein regelrechtes Verhör führen, wenn man von jemandem wissen will, wie er überhaupt davon Kenntnis erlangt habe – um das gleiche Unverständnis und den gleichen Widerwillen zu ernten, wie wenn man ihn um einen Beweis für seinen Vornamen bitten würde.

Still saßen wir zu dritt am Tisch, jeder in seinen Gedanken. Der Anwalt knetete beklommen seine Hände, wohl die Möglichkeiten prüfend, wie er seinen Ehevertrag für nichtig erklären könnte, während seine Frau sich damit anzufreunden versuchte, dass ihre Eltern ihr eine dicke Portion Bockmist aufgetischt hatten. Ich hingegen war hochzufrieden. Endlich war mir klar, woher das Problem rührte – zumindest zu einem wesentlichen Teil. Offenbar müssen wir peinlich genau darauf

achten, was wir unseren Kindern erzählen und vorleben, denn offenbar fällt jedes einzelne Wort, das wir ihnen gegenüber äußern, und jede Tat, die wir vor ihnen vollbringen, mitten in ihre unschuldige Seele hinein und wird dort, ungeachtet der Qualität, als prototypisches Exempel empfangen.

So verbreitet und hält sich eine Menge Blödsinn: über Juden, Muslime, Menschen vom Balkan, Geflüchtete, Trans- und Homosexuelle, Menschen mit anderer Hautfarbe, Arbeitslose, Frauen und Männer, über die Liebe, über die Ehe, über das Glück, über das Leben – und letztlich auch Blödsinn über sie selbst, unsere Kinder. Wir brauchen ihnen nur einmal zu sagen, sie seien dumm, und sie werden sich ein Leben lang nichts zutrauen; und wir brauchen ihnen nur einmal ein schlechtes Gewissen zu machen, und sie werden ein Leben lang damit beschäftigt sein, bei sich Fehler zu suchen.

»Woher wissen Sie denn, dass wir Ju-«

»Das ist so!«

»Aber wohe-«

»Das weiß man!«

Groll

das dritte Element des Antisemitismus

Zwei Elemente sind nötig, um eine antisemitische Gesinnung zu erlangen:

1. Hochmut (Besserwissen)
2. Prägung (falsches Wissen)

Allem Anschein nach braucht es aber noch ein weiteres Element, um das explosive Gemisch überhaupt zu aktivieren:

3. Groll

Alle, von denen ich diskriminierende Äußerungen irgendwelcher Art gehört habe, trugen einen gewissen Missmut in sich. Bei den einen war er offensichtlich, bei anderen merkte ich erst viel später, dass sie zwar gern zum Scherzen aufgelegt, aber eigentlich tief bekümmert waren, aus verschiedensten Gründen, die sich eines Tages offenbarten: eine Kindheit voller Misshandlung, eine inkompatible

Ehe, die zum Dauerzerwürfnis verkommen war, unerfüllte Bedürfnisse beruflicher oder sexueller Natur, eine traumatische – und bagatellisierte – Erfahrung, alte, unbewältigte Wut gegen Eltern oder Expartner, Geringschätzung der eigenen Person et cetera – das Spektrum der einschlägigen Quellen ist umfangreich, und wer die Videos anschaut, in denen Menschen auf der Straße voller Zorn in die Fernsehkameras zetern, gegen Juden, Muslime, Geflüchtete und »die Regierung«, erahnt, dass sie kein Problem mit ihren Adressaten haben, sondern mit sich selbst. Es ist ihr gebrochenes Herz, das sie so herumschimpfen lässt.

Wir alle haben ein gebrochenes Herz. Aber während die einen dem auf den Grund gehen und sich fragen, was in ihrem Leben, namentlich ihrer Kindheit, genau schiefgelaufen ist und wie man es durch klügeres Verhalten wieder hinbiegen könnte, verdrängen die anderen ihren Schmerz, mit dem unsinnigen Argument, die Vergangenheit könne schließlich keiner ändern, und der noch viel unsinnigeren Parole, man müsse *nach vorn schauen* – was hilft es, nach vorn zu sehen, wenn im Rücken seit Jahren die Hütte brennt? Man soll im Gegenteil *ganz nach hinten schauen* und in aller Klarheit artikulieren, was einem dort alles widerfahren ist

und dazu geführt hat, dass man sich heute von allen Seiten schlecht behandelt fühlt – und aus diesem Gefühl heraus andere schlecht behandelt, die gar nichts damit zu tun haben. Was können die eigenen Kinder dafür, dass man den falschen Beruf und den falschen Partner gewählt hat? Was kann dieser dafür, dass man von seinen Eltern nicht gut genug behandelt wurde? Und was können die Juden dafür, dass man ein Leben unterhalb seiner Möglichkeiten führt, niemanden hat, mit dem man offen reden kann, und viel zu wenig Anerkennung und Zärtlichkeit erfährt?

Überhaupt scheint eine starke Wechselbeziehung zu bestehen zwischen mangelndem Körperkontakt und der Feindseligkeit, weswegen das beste Mittel gegen Antisemitismus wohl in einem unerschrockenen Umarmungskommando bestünde, rekrutiert aus lauter herzlichen Juden, die gar nicht lange diskutieren, wenn sie dumm angemacht werden, sondern ihr grimmiges Gegenüber mit den Worten *»Is jo git, is jo git«* fest an sich drücken und ihm die Schultern tätscheln, die so viel Schmerz zu tragen haben.*

Antisemitismus ist vielerlei: Er ist eine jahrtausendealte Tradition der üblen Nachrede, er ist eine

✡ Der Kulturtheoretiker Klaus Theweleit sagte in einem Interview: »Wenn keine Liebe oder eine ähnliche Form von Zuneigung in den Körper hineinkommt, dann ist der kleine Menschenkörper unfähig, von sich aus Zuneigung zu anderen zu entwickeln. Grobe oder negative Behandlung minimiert die Entwicklung seiner Liebesmöglichkeit, seiner Liebespotenz, seiner Libido, seiner Zuneigungsenergie – wie immer man es auch nennen mag. Der Mensch zieht sich vielmehr in seinen Körper zurück. Anders gesagt: Der betroffene Körper besetzt seine Grenzen nicht lustvoll und positiv, sondern bildet eher Grenzen, Abwehrendes. Im späteren Leben kann er wiederum andere Leute auch nur über diese Abwehrformen erfahren.«

Klaus Theweleit, Mehr Liebe – weniger Gewalt, in: TUP – Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 4/2020

robuste Form der Großspurigkeit, aber vor allem ist er ein ungelöstes und fehlgerichtetes emotionales Problem. Vor einigen Jahren besuchte mein Vater einen Bekannten, der schwer krank im Spital lag; der Mann hatte sich buchstäblich zu Tode gesoffen. Sie kamen auf die Politik zu sprechen und dabei auf Israel, worauf der Sterbende begann, gegen »die verdammten Saujuden« zu wettern – wohl wissend, dass sein Gegenüber mit einer Jüdin verheiratet ist. Einmal abgesehen davon, dass »die Juden« mit Israel so wenig zu tun haben wie »die Christen« mit den USA, ist es doch erstaunlich, dass ein Mensch, der am Ende seines Daseins angekommen ist, sich nicht bemüht, in Frieden und Versöhnung aus der Welt zu gehen, sondern in derartigen Zorn gerät, bloß weil die Rede auf eine spezifische Menschengruppe kommt, mit der er schon aus rein mathematischen Gründen nicht viel zu tun gehabt haben kann. »Die Juden« waren in diesem Fall nur ein Ventil, der Auslöser für das temporäre Hinauskehren des eigenen Schmerzes – und sie sind es praktisch immer. Wenn ein Palästinenser, dem ein israelischer Kampfjet die zehnköpfige Familie weggebombt hat, gegen »die verdammten Saujuden« wettert, ist das nachvollziehbar, aber es waren nicht die Juden, die den Bekannten meines Vaters dazu

nötigten, Entscheidungen zu fällen, die ihn unglücklich machten, und sie zwangen ihn auch nicht, gegen seinen Schmerz anzutrinken, bis seine Leber aufgab. Er selbst war es, der keinen anderen Weg sah, mit sich und seinem Leben klarzukommen, und diesem dadurch ein frühes Ende bereitete. Und er selbst war es, der sich der Trauer über all das verschloss und nur noch mit hässlicher Wut darauf reagieren konnte – spontan gegen jene gerichtet, die schon so lange zu Sündenböcken gemacht werden, dass sich mittlerweile jeder legitimiert fühlt, ihnen seinen persönlichen Müll vor die Füße zu schmeißen. Wie viel einfacher ist das, als sich einzugestehen, dass man sein Leben verpfuscht hat und die Wut, die in einem glimmt, einem selbst gilt, weil man es so weit hat kommen lassen.

Die Überwindung von diskriminierendem Gedankengut besteht also nicht nur darin, es bis zu dessen familiärem Ursprung zurückzuverfolgen und seinen bornierten Alltagsdünkel abzulegen, sondern auch, sich seelisch in einen derart leichten, hellen Zustand zu erheben, dass man keinen Zorn mehr hegt, gegen nichts und niemanden. Von allen drei Aufgaben dürfte dies die schwierigste sein.

Die erste ist eine simple Nachforschung: *Woher weiß ich die Dinge, die ich über Juden zu wissen glaube?*

Die zweite ist eine bewusste Entscheidung: *Ab heute gilt: Ich weiß nicht alles und schon gar nicht alles besser.*

Die dritte aber ist ein langer Weg, der ebenfalls mit Nachforschung *(Warum bin ich eigentlich immer so mürrisch und gereizt? Woher rühren diese Gefühle?)* und Entscheidung verbunden ist *(Ab heute übernehme ich die volle Verantwortung für meine Empfindungen)*, vor allem aber mit Trauer.

Trauer ist das Gefühl, das wir am wenigsten fühlen wollen, weil es uns ganz still und klein macht; so still und klein, dass wir glauben, daran sterben zu müssen. Lieber sind wir laut und wütend, dann fühlen wir uns groß und stark. Darum trauern wir nicht, wenn eine Beziehung zu Ende gegangen ist, sondern analysieren sie bis in die letzte Faser und schimpfen über unseren Expartner, dem wir das vermeintliche Scheitern nachtragen, manchmal ein Leben lang. Wir trauern auch nicht über unsere vermurkste Kindheit, weil wir uns dann erst recht

klein fühlen, sondern reden uns ein, nicht nur unserem Kinderkörper, sondern auch dessen Schmerz längst entwachsen zu sein – und werden stinksauer auf unseren Partner, wenn er uns durch sein Verhalten an unser frühes Leid erinnert.

Durch Zorn gaukeln wir uns vor, die Kontrolle über unser Leben und unsere Gefühle zu haben, namentlich über unsere Trauer. In Wahrheit jedoch kontrolliert die Wut uns. Die Stärke, die wir zu erlangen glauben, indem wir bewusst nicht trauern und so tun, als wäre uns nie etwas Schmerzhaftes widerfahren oder als hätten wir es weit hinter uns gelassen, ist in Wahrheit eine Schwäche, weil sie uns hart und kalt macht. Nicht zu trauern, führt zu Zynismus, zu Tyrannei, zu selbstschädigendem Verhalten, zu bizarren politischen Ansichten, zu gehässigen Online-Kommentaren und zu diskriminierender Denkweise und Sprache.

»Man darf ja nichts sagen über die Juden!«

»Warum haben Sie denn das Verlangen, etwas über uns zu sagen? Geht es Ihnen nicht gut?«

Reflexion

Einem gewalttätigen Antisemiten eine judenfeindliche Gesinnung nachzuweisen, fällt leicht: Seine Erscheinung, die Devotionalien in seinen Privaträumen, seine destruktiven Freizeitaktivitäten und die Kommentare, die er im Internet hinterlässt, lassen keinen Zweifel daran. Zeigt jemand hingegen kein judenfeindliches Verhalten und streitet eine einschlägige Gesinnung rundheraus ab, ist es schwierig, ihm Antisemitismus nachzuweisen.

Wie weist man überhaupt jemandem eine Geisteshaltung nach?

Wie kann ich behaupten, zu wissen, wie Antisemiten funktionieren – und mich gleichzeitig darüber echauffieren, dass sie behaupten zu wissen, wie Juden funktionieren?

Verallgemeinere nicht auch ich, mache nicht auch ich pauschalisierende Zuschreibungen und bin genauso überzeugt davon?

Folgendermaßen habe ich den gewaltlosen Antisemiten beschrieben:

Seine Meinung ist längst gemacht, und er konfrontiert die Juden nur damit, weil er hören will, dass sie richtig und über alle moralischen Zweifel erhaben sei.

Und:

Er betrachtet sich als intelligenten, gebildeten, geschichtsbewussten, anständigen und vernünftigen Menschen und demzufolge als frei von pauschalisierendem, voreingenommenem, diskriminierendem Gedankengut.

Woher weiß ich das?

Nie hat mir das jemand so gesagt, und nie hat es jemand zugegeben, wenn ich es ihm vorgehalten habe.

Und woher weiß ich, dass es deshalb niemand zugibt, weil der gewaltlose Antisemitismus sich im Schatten des Bewusstseins abspielt?

Wie gelingt es mir, dort hinzusehen und etwas Problematisches zu erkennen, das den Betroffenen aber verborgen bleibt?

Nun, es gelingt mir natürlich nicht.

Ich *weiß* überhaupt nichts, und ich fürchte, dass es auch gar nicht möglich ist, jemandem eine Einstellung nachzuweisen wie beispielsweise Alkohol

in seinem Blut. Vor allem dann nicht, wenn er, wie im Fall des gewaltlosen Antisemitismus, vom Gegenteil überzeugt ist. Deswegen ist alles, was ich hier über die gewaltlosen Antisemiten gesagt habe, nichts als eine Sammlung von Mutmaßungen.

Allerdings basieren diese nicht auf tradierten Erzählungen, deren Sinnhaftigkeit sofort zerfällt, wenn man genau über sie nachdenkt, sondern auf realen Erfahrungen über beinahe ein halbes Jahrhundert hinweg. Ihrerseits konnten jene, die mir gegenüber schlecht – oder betont gut – über Juden redeten, hingegen keine persönlichen Erfahrungen vorweisen. Ihre Ansichten beruhten, wie sie jeweils ohne zu zögern einräumten, *nicht* darauf, dass sie regelmäßig mit jüdischem Geiz, jüdischer Gier oder jüdischer List konfrontiert gewesen waren – oder mit offener Diskriminierung oder gar Gewalt durch Juden. Niemand konnte von persönlichem Leid berichten, das ihm durch das Verhalten einer jüdischen Person angediehen worden wäre. Oft war ich sogar der erste Jude, mit dem sie überhaupt zu tun hatten, was nicht verwundert, wenn man bedenkt, dass nur circa 0,2 Prozent der Weltbevölkerung jüdisch sind. Trotzdem schienen die meisten nichtjüdischen Menschen, mit denen ich mich unterhielt, »die Juden« beinahe so gut zu kennen wie ihre eigenen Verwandten, und zwar jene, vor denen man die Wertsachen verstecken muss, wenn sie zu Besuch kommen.

Das ist der Unterschied zwischen dem »Wissen« nichtjüdischer Menschen über jüdische und meinem »Wissen« über nichtjüdische Menschen mit antisemitischer Gesinnung: Erstere Überzeugung gründet auf Gerüchten, letztere auf Autobiographie.

Meiner Meinung nach handeln und sprechen wir alle exakt so, wie wir denken, und angesichts dieser Kongruenz von Haltung und Verhalten erlaube ich mir, die Einstellung, die ich aus den erwähnten Zitaten ableite, als antisemitisch zu bewerten – worunter ich, wie gesagt, die *Kombination aus unbewusster Diskriminierung und deren bewusster Verteidigung* verstehe. Ich bewerte diese Aussagen aber nicht nur inhaltlich als antisemitisch, sondern vor allem, weil ich sie als diskriminierend *empfunden* habe – und weil man mir dies gezielt auszureden versuchte. Mein Erleben ist jedoch real und über mehrere Jahrzehnte hinweg gleichbleibend; es ist eine unfreiwillige Feldstudie mit wechselnden Probanden, aber identischen Resultaten, und sie befähigt mich, mehr über die judenfeindliche Denkweise eines Menschen zu wissen als er selbst; so wie eine Frau den Sexismus eines Mannes erkennen kann

oder eine Schwarze Person den Rassismus einer weißen, während das Problem auf der Gegenseite unbewusst bleibt.

Müsste ich eine Schätzung anstellen, würde ich sagen, dass ich – all die abfälligen Bemerkungen, Judenwitze und Klischees, die persönlich gegen mich oder allgemein gegen Juden gerichteten Unterstellungen und Schmähungen, den als feinen Humor verkleideten Spott im Freundeskreis, die zum Glück seltenen Hass-Mails von Fremden* und all die Ich-mein-das-doch-nicht-so-Ausreden mit eingerechnet – in meinem erinnerten Leben rund 700 gewaltlose antisemitische Übergriffe erlebt habe; als Zeuge oder als Leidtragender. Alle drei Wochen ein blöder Spruch, das kommt ziemlich genau hin. Nach all diesen Erfahrungen, von denen jede einzelne für mich schmerzhaft und oft auch sehr enttäuschend war, weil ich von vielen Freunden nie gedacht hätte, dass sie so denken (da sie so reden), kann ich mittlerweile sehr gut einschätzen, ob jemand ein Antisemit ist: Wer redet wie ein Antisemit, Witze macht wie ein Antisemit, argumentiert wie ein Antisemit und sich herauswindet wie ein Antisemit, ist wohl auch einer. Was soll er denn sonst sein?

Ein weiterer Grund jedoch, warum ich weiß, wie diskriminierende Menschen funktionieren, vielleicht der stichhaltigste, besteht in der simplen Tatsache, dass ich ebenfalls einer bin.

✡ Im Migros-Magazin schrieb ich vor einiger Zeit eine ironisch widerlegende Kolumne über die jüdische Weltverschwörung, worauf ich folgende, von antisemitischen Klischees und Täter-Opfer-Umkehr nur so triefende Zuschrift erhielt:

»Es drängt sich die Frage auf, weshalb Sie sich dieser Art Glosse glauben bedienen zu müssen. Umso mehr, weil dem einen oder anderen Leser darob schwanen könnte, Sie zögen die Thematik deshalb ins Lächerliche, um einer fundierten Auseinandersetzung damit aus dem Weg zu gehen. Klar, aus Ihrer (und damit jüdischer) Sicht lässt sich allein wegen der Absurdität solcher Verschwörungsthesen kaum anders damit umgehen. Doch sollte Ihnen bewusst sein, dass die übrigen 99,8% auch und gerade deswegen ein ›merkwürdiges Verhältnis‹ zu jenen 0,2% der Bevölkerung haben, zu denen Sie sich zählen. Manch einer findet seine Vorurteile Juden gegenüber gar noch bestätigt ... Besser wäre es, Sie bezögen als publizistisch tätiger Vertreter besagter 0,2% klar und deutlich Stellung zu Themen, an denen sich Antisemitismus immer wieder – ob zu Recht oder zu Unrecht – entzündet. Sei es der Nahostkonflikt, das Wirken und Handeln jüdischer Exponenten der Hochfinanz (Soros, Singer etc. pp.) oder der erwiesenermassen überproportionale Einfluss der 0,2% in relevanten geopolitischen Fragen (resp. die Aussenpolitik der USA, wo knapp 48% aller Juden weltweit leben). So gesehen würde es die Leserin, den Leser des ›Migros Magazin‹ eher interessieren, was Thomas Meyer zu jenen Fragen oder Themen, welche tendenziell zu antijüdischen Reflexen führen, wirklich denkt – und was für Lösungen er sich dafür vorstellt.«

Nun, als Lösung stelle ich mir vor, dass man seine »antijüdischen Reflexe« eben nicht als Reflexe darstellt, also als eine natürliche, vernünftige und somit legitime Reaktion auf seine jüdischen Mitmenschen, sondern dass man seinen Dünkel ablegt, seine Gesinnung überprüft und Verantwortung für sein eigenes Denken und Reden übernimmt. Dann würde man auch erkennen, wo sich Antisemitismus tatsächlich »entzündet«. Nämlich nicht an äußeren »Fragen oder Themen«, sondern in einem selbst.

Prägung, ff.

Es gibt in Zürich einen tollen Messerladen namens Lorenzi, der von einem netten, anders heißenden Ehepaar geführt wird. Vor einigen Jahren habe ich dort an einem Samstagnachmittag mit ein paar Freunden einen Messerschleifkurs besucht. Während einer von ihnen seither verzückt säuselt, wie entspannend, ja meditativ es sei, stundenlang vor einem feuchten Schleifstein zu hocken und in mikroskopischen Fortschritten Messer zu wetzen, zeigte sich schon bei meinem ersten eigenen Versuch, dass ich keine Geduld für so etwas habe. Nach wenigen Minuten packte ich entnervt alles zusammen und brachte meine Messer in den Laden, damit sie dort geschliffen werden. Ich empfinde Schreiben, Hausarbeit und Lego-Bauen als entspannend, aber nicht dieses Geschabe.

Als ich das Geschäft betrat, war nur die Frau anwesend. Ich sage »nur«, weil sonst immer beide Inhaber da sind – aber auch, weil ich es genau so empfand: Eine Stimme in mir verkündete, dass

es keinen Sinn habe, mich mit meinem Anliegen an eine Frau zu wenden. Nur ein Mann sei in der Lage, mich richtig zu bedienen. Diese Frau würde meine wertvollen Messer gewiss kaputtschleifen, sagte die Stimme; womöglich bekäme ich nur die Griffe zurück.

Ich erschrak fürchterlich. Woher kam dieser misogyne Unfug? Kleinlaut legte ich meine Messer auf den Tresen und kaufte vor lauter schlechtem Gewissen gleich noch ein neues. Sofort meldete sich wieder die Stimme: »Ein Messer kaufen? Bei einer *Frau?* Haha! Einen Gemüseschäler wirst du bekommen!«

Natürlich wurde ich von der Dame genauso kompetent beraten wie schon zuvor von ihrem Mann, und natürlich erhielt ich meine Messer einige Tage später in tadellosem Zustand zurück. Mein Selbstbild allerdings nicht. Ich, der ich mich als modernen, feinfühligen, respektvollen Mann definiert hatte, beherbergte offenbar einen waschechten Macho, der die Qualifikationen einer Frau prinzipiell geringer einschätzt als die eines Mannes. Und ich bemerkte es nicht einmal.

In den folgenden Tagen und Wochen achtete ich angstvoll darauf, wann der heimliche Frauenfeind in mir sich wieder melden würde. Wie ich durch

das bewusste Hinhören feststellte, pöbelte diese Stimme mehr oder weniger unablässig in mir herum, jedoch beileibe nicht nur gegen Frauen: Auf der Post beispielsweise wollte ich lieber von diesen bedient werden als von ihren männlichen Kollegen, denen ich wiederum nicht zutraute, die zahllosen Parameter wie Gewicht, Format und Versandgeschwindigkeit korrekt zu überblicken. Überhaupt ging ich, wie ich bestürzt feststellte, davon aus, dass ein Mann nur am Postschalter steht, wenn er sonst nichts zustande gebracht hat. In der Apotheke war es ganz ähnlich: Ein Mann würde mir sowieso gegen alles nur Aspirin empfehlen, dafür in kriegsmedizinischer Dosierung. Nach homöopathischen Heilmitteln brauchte ich ihn auch nicht zu fragen – es sei denn, er war offensichtlich homosexuell. Noch so ein bescheuertes Klischee. Eines von vielen, die ich allem Anschein nach in mir herumtrug. Ich, der ich mich als frei davon angesehen habe.

Es kommt aber noch viel schlimmer.

Es ist mir furchtbar peinlich, das zu verraten, ich finde es absolut verwerflich und im höchsten Maße beschämend, aber es ist die Wahrheit, und ich will sie mit Ihnen teilen, weil ich Ihnen zeigen will, dass

ich keineswegs besser bin als Sie, sondern genauso Vorurteile habe wie alle anderen. Der Unterschied besteht allenfalls darin, dass ich meine diskriminierenden Gedanken inzwischen sofort als solche erkenne und für mich behalte, anstatt sie den Betroffenen ins Gesicht zu sagen und beleidigt zu sein, wenn sie sich dagegen wehren. Aber wie dem auch sei:

Wann immer ich einen Schwarzen Mann auf einem Fahrrad oder in einem Auto sehe, denke ich, dass er das Gefährt geklaut hat.

Und natürlich denke ich auch nicht »Schwarzer Mann«, sondern, na, Sie wissen schon.

Ich weiß, dass das auf allen nur erdenklichen Ebenen falsch ist. Und ich würde nie hingehen und rufen: »Yo, Mann, wem hast du die Karre gemopst?« Erst recht nicht, wenn ich mit diesem Menschen befreundet wäre.

Aber ich denke es.

Ich denke es, weil meine kollektive Prägung besagt, dass Schwarze Männer einen Hang zur Kriminalität

hätten (für Schwarze Frauen gilt das nicht, da erwarte ich lediglich, dass sie gut singen, vor allem, wenn sie füllig sind), so wie meine kollektive Prägung besagt, dass Jungs gern mit Autos spielen und Mädchen mit Puppen, dass Frauen keine Ahnung von Technik haben und Männer ständig Sex wollen (eine Vorstellung, die sowohl Frauen wie Männer pflegen und dem Sex überhaupt nicht hilft). Das ist natürlich alles blanker Unsinn, und meine Eltern haben auch nie etwas in diese Richtung gesagt – aber meine Umwelt redet implizit und explizit ständig so. Auf Knaben-T-Shirts steht »Hero« und »Trouble«, auf solchen für Mädchen steht »Dream« und »Glamour«. Wenn etwas als unmännlich empfunden wird, nennt man es »schwul«, während Intuition strikt »weiblich« ist. Ist eine Frau schön, ist das nicht nur ein entscheidendes Argument für die Partnerwahl, sondern oft das einzig relevante, während ein Mann vor allem vermögend zu sein hat. Das Kollektiv diktiert des Weiteren, dass Menschen, die Sozialhilfe beziehen, »zu faul« seien zum Arbeiten; dass eine Familie um jeden Preis »intakt« bleiben müsse, ungeachtet der Stimmung, die dabei herrscht; dass nur der Tod eine Ehe scheiden dürfe; dass »gescheitert« sei, wer ihm dabei zuvorkomme; und dass, wer etwas

Positives über sich selbst sage, »selbstverliebt« sei. Und allem Anschein nach wirken diese Standpunkte auf einen ein, ob man sie nun vertritt oder missbilligt. Sie kleiden den geistigen Raum aus, in dem wir uns alle bewegen.

Ich versichere Ihnen, dass ich nichts gegen Schwarze Männer habe. Ich kenne nicht mal einen näher. Aber weil ihnen *allgemein* eine erhöhte kriminelle Neigung unterstellt wird, mache auch ich es. Ich will das nicht. Ich finde es abscheulich. Es passiert trotzdem.

Das heißt nichts anderes als dies: Selbst wenn Sie nichts gegen Juden haben und keinen einzigen kennen und selbst wenn Sie ein selbstkritischer, bescheidener, gebildeter Mensch sind, der jegliche Form von Diskriminierung ablehnt, und selbst wenn Sie eine schöne Kindheit bei anständigen Eltern hatten, die nie ein schlechtes Wort über Minderheiten verloren haben, ist es möglich und sogar wahrscheinlich, dass Ihre Umwelt in einer Weise auf Sie eingewirkt hat, dass Sie, ohne sich dessen bewusst zu sein, antisemitisch eingestellt sind.

Und vielleicht sind wir auch ganz einfach so. Diskriminierende Kreaturen. Es wäre nicht unsere

einzige schlechte Eigenschaft, die sich beharrlich in uns festkrallt.

Jedenfalls besteht die Lösung nicht darin, sich eine charakterliche Güte und kognitive Unabhängigkeit anzudichten, die einem menschlichen Wesen gar nicht möglich ist.

Die Lösung besteht auch nicht darin, bestimmte Wörter aus der Sprache zu verbannen oder Gesetze gegen Diskriminierung zu verabschieden – auch wenn es elementar ist, die Grenzen des Sagbaren in aller Klarheit zu ziehen und jeden Übertritt scharf zu ahnden. Wir müssen uns darüber einig sein, dass gewisse Dinge nicht mehr gesagt werden dürfen und die meisten davon ohnehin noch nie gesagt werden durften. Aber das hält jene, die so reden wollen, erwiesenermaßen nicht davon ab.

Die Lösung besteht vielmehr darin, sich seiner alten seelischen Verletzungen radikal bewusst zu werden, sein Leben so zu verändern, dass nicht ständig neue entstehen, und sich seine kollektiv erworbene Diskriminierungsdynamik immer wieder deutlich vor Augen zu führen:

Aha, da kommt ein Schwarzer Mann auf einem Rad. Bestimmt hat er es gestohlen! Nein, das ist Unsinn. Das war ein falscher, dummer und gemeiner Gedanke. Ich denke nur so, weil dieser Schwarze Mann dunkle Haut hat. Natürlich hat er das Rad nicht gestohlen, sondern gekauft. Nicht er ist das Problem, sondern meine Art zu denken. Das ist alles nur in meinem Kopf. Mein Kopf kann sehr dumme und sehr gemeine Dinge denken. Das darf er auch, aber ich darf diese Gedanken niemals mit der Wahrheit verwechseln. Denn das Dumme und Gemeine ist niemals wahr.

Oder:

Aha, dieser Mensch ist also ein Jude. Der will sicher etwas billiger haben! Oder gleich gratis! Nein, das ist Unsinn. Das war ein falscher, dummer und gemeiner Gedanke. Ich denke nur so, weil dieser Mensch ein Jude ist. Nicht er ist das Problem, sondern meine Art zu denken. Das ist alles nur in meinem Kopf.

Wunsch

Ich will mit diesem Text ein Phänomen dokumentieren, das uns alle betrifft und unter dem viele leiden. Es geht darum, wie wir miteinander umgehen; namentlich, wie wir miteinander sprechen.

Ich finde, wir sprechen nicht gut miteinander und übereinander, zumindest nicht gut genug. Unsere Sprache ist oft grob, verurteilend und alles andere als hilfreich. Nichtjüdische Personen sprechen grob über jüdische, Juden sprechen grob über Araber, Schweizer sprechen grob über Deutsche, Europäer sprechen grob über Geflüchtete, Männer sprechen grob über Frauen und Frauen grob über Männer. Es wird grob gesprochen über LGBTQIA-Menschen, als wäre ihr Naturell ein Grund, ihnen den Respekt zu entziehen, sowie über alle, die irgendwie aus der Norm fallen und dicker, dünner, kleiner, größer, haariger oder im Kopf ein bisschen langsamer sind als andere.

Es sprechen aber leider auch jene Menschen grob miteinander, die das am allerwenigsten tun

dürften: Liebende, Freunde und Eltern mit ihren Kindern. Viel zu oft bedeutet Intimität, andere schlechtzumachen, bloßzustellen, zu schikanieren und zu verhöhnen – stets unter der stolzen Flagge von Liebe, Freundschaft und Erziehung.

Wie wir mit anderen sprechen, hat einen unmittelbaren Einfluss darauf, wie sie sich fühlen. Es ist deshalb von höchster Bedeutsamkeit, was wir sagen und wie wir es sagen, und wir können es auch nicht »zurücknehmen« oder uns darauf berufen, es sei ganz anders gemeint gewesen, als es angekommen sei, zumal es immer exakt so gemeint ist, wie es gesagt wird, sonst würde es ja nicht so gesagt. Sprache ist radikal ehrlich, und sie ist nicht nur Inhalt, sie ist auch Energie. Sie ist entweder gute, unterstützende und liebevolle Energie oder schlechte, kleinhaltende und verletzende. Und wie auch immer der Urheber seine Worte rechtfertigt: Sie gehen von ihm aus; er wählt sie, jedes einzelne davon. Sprache ist immer eine Entscheidung, und wenn sie keine bewusste Entscheidung ist, so liegt das einzig daran, dass sie noch nicht bewusstgemacht wurde.

Wir müssen uns unserer Sprache viel bewusster werden. Und besser nichts sagen als etwas Gemeines. Und uns fragen, warum wir gemeine

Dinge sagen wollen. *Woher kommt das in mir? Was liegt da im Argen? Woher kommen meine Wut und mein Schmerz?*

Das müssen wir uns fragen.

Wenn ich Sie bitte, keinen Unsinn über Juden zu erzählen, geht es mir nicht nur um mich und meine jüdischen Schwestern und Brüder. Es geht mir um uns alle, also auch um Sie. Es ist mein Wunsch, dass Sie ein Leben führen, in dem Sie über nichts und niemanden schlecht reden müssen, und den Mut finden, die nötigen Veränderungen dafür vorzunehmen.

Diese Sorgfalt gegenüber sich selbst ist, glaube ich, das beste Mittel gegen Diskriminierung.

Fazit

»Ich will wenigstens am Ende meines Lebens nicht dauernd Angst haben müssen, dass jemand einen antisemitischen Spruch macht.«

Die Erklärung meiner Mutter,
warum sie unbedingt in ein
jüdisches Altersheim ziehen wolle